

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 7.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 10. Februar 1889. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.



Abendstimmung. Von A. Holmberg. — Siehe Seite 31.

Ayuntamiento de Madrid

Isa von Pogwisch.

Novelle von Hermann Heiberg.

(Fortsetzung und Schluß.)

Aber weil nun geschah, wozu sich Isa damals ohne Andreas' Wissen aus Liebe zu ihm entschlossen, zuckte ihr Herz täglich in unsagbaren Schmerzen, und auf den durchsichtigen, weißen Wangen stand geschrieben, wie namenlos unglücklich sie war und wie sie litt. Da sie sich Henning bisher nur zugewendet mit der Miene einer stummen Dulderin, da er nicht vermocht, ihr ein fröhlich Lächeln, gar einen Ausdruck der Zärtlichkeit zu entlocken, hatte sich allmählig ein grimmiger Unmuth gegen sie in ihm festgesetzt, und dieser richtete sich auch auf Andreas Bernstorff, welcher mit seiner Frau Inge, die er sich geholt auf seinem schwarzen Hengst trotz des Protestes und der Wuthausbrüche des mächtigen Stallers und der nicht minder wilden Gegenreden Henning Karsholms, nun ebenfalls schon seit fast zwei Jahren verheirathet war. Wenn Henning Bericht empfing über seines Verwandten Thun und Treiben, hieß es, er sei lustig wie ein Vogel auf dem Baum, und er und Inge wären glücklicher, als man je zwei Menschen gesehen.

Nun hatte ihn und seine Frau Henning von Bockwaldt eingeladen zum Fest. Er wußte, Andreas werde kommen Allen zum Trost. Er würde die Brauerstochter stellen neben die vornehmen Damen, als sei sie ihnen gleich.

Freilich hatte auch Henning Bockwaldt wieder geschwankt. Wenn seine Frau den geschmeidigen Andreas mit den schwarzen Augen wiedersehen würde, brachen vielleicht die alten Quellen nur noch stärker auf. Aber andererseits nahm er Isa leichter alle Hoffnungen, sobald ihr vor Augen gestellt würde, daß jene Beiden wie Brautleute sich liebten und zu einander hielten. Er wollte bei irgend einer Gelegenheit einen Streit mit Andreas, dem er schon auf Ragenholm Unzähliges in den Weg zu legen versucht, vom Zaune brechen und daraus die Berechtigung ableiten, ihn von dort ganz wieder zu entfernen. Märrer und fressender Unmuth hatten den Haß geboren, und Andreas und seinem Weibe Schaden zuzufügen, beschäftigte Henning Tag und Nacht.

Als Henning das Gemach seiner Frau betrat, erschien in der gegenüber liegenden Thür ein Diener, den Isa von Kiel mitgebracht hatte.

Und die junge Frau erschraf um so heftiger, als Henning, kurz das Haupt zurückwerfend, Jenen anheftete: „Was giebt's? Was soll's? Du bist im Reitanzug? Wohin? Ist nicht genug zu thun im Festsaal, in Küche und Keller?“

Aber bevor der Diener noch zu antworten vermochte, nahm Isa das Wort und sagte sanft und begütigend: „Ich wollte ihn nach Eckernförde senden, daß er mir Tanzschuhe hole. Ich vergaß, dafür zu sorgen.“

„Hm, — hm,“ entgegnete Henning mißtrauisch und blätterte in einem Buche, während Isa mit ihrem Vertrauten redete. Sie wagte es, ihm ein Brieflein zuzustecken, in dem sie geschrieben: „Kehre um, komm' nicht zum Feste! Es lauert Verrath! Ich beschwöre Dich! Isa.“

„Nun?“ fragte Henning barsch und sich rasch umwendend. „Ist's noch nicht ausführlich genug verhandelt der Füße Maß? Gieb her das Papier! Ich werd's aufschreiben.“ Damit schnellte er sich von dem Stuhl, auf dem er sich niedergelassen, empor und trat auf den Diener zu.

Dieser aber hatte bereits das Brieflein in den Mund geschoben und murmelte:

„Ich empfang keinen schriftlichen Auftrag, Herr Graf.“

Henning Bockwaldt aber, dessen Augen nichts verborgen blieb, schoß auf den Burschen zu, packte ihn mit der einen Hand an der Kehle und riß mit der anderen aus des Strangulirten Munde ein Fetzchen des Papiers, das noch zwischen den weißen Zähnen saß.

Nun aber richtete sich Isa von Bockwaldt empor, als sei eine Löwin verwundet. Die kleine, zierliche Gestalt dehnte sich und schien um Haupteslänge zu wachsen, die weißen Hände spreizten sich, und ihre Augen sprühten wie unter Kohlen angefachtes Feuer.

„Zurück die Hand von meines Dieners Munde!“ rief sie gebietend und faßte um Andreas' willen allen Muth zusammen. „Soll ich selbst und soll meine Umgebung beobachtet werden, als sei ich ein Kind in der Wiege? Ich gab ihm doppelten Auftrag, ein Schreiben und ein Brieflein, des Inhalts er selbst nicht kennt, das er in seiner Bestürzung, — da Jeder zittert vor Deiner Gewaltthätigkeit, auch wenn er sich nicht vergangen, — also fortstreckte. Ich gab Dir keinerlei Erlaubniß, meine Briefe zu lesen, weder die, die ich empfang, noch absende, und wünsche auch nicht, daß eine Aenderung eintritt! .. Und nun geh, Hans Elmenbrok, und thue, was ich Dich hieß.“

Sie streckte die Hand aus, und der Diener entfernte sich eilig.

Es waren dann noch die beiden Menschen eine kurze Weile beisammen, aber Niemand hat je erfahren, was zwischen ihnen vorgegangen. Als aber Henning Bockwaldt das Gemach seiner Gemahlin verlassen, sank sie nieder in einen der hohen, breiten, mit Wappen bestickten Stühle, auf denen einst Hennings Vorfahren gesessen und ihre Kinder auf den Knien geschaufelt, auch er sein unschuldig Mündchen plappernd aufgethan, und, — weinte und stöhnte, und stöhnte und weinte, bis die Jose leise in's Zimmer trat und meldete:

„Es wird hohe Zeit, gnädige Gräfin, zum Ankleiden. Schon sind Gäste, — Graf Bernstorff aus Ragenholm fuhr eben in den Schloßhof, — eingetroffen. —“ Bei den letzten Worten schrie Isa leise auf und schwankte aus dem Gemache.

Der Tanzsaal in Ahlsfeldhof war hell erleuchtet wie der Tag; an den Wänden brannten in vielarmigen Kandelabern Hunderte von Wachskerzen in allen Farben, und zwei venezianische Kronleuchter gossen ihr Licht von der Decke herab, auf der ein gemalter Paris zögernd vor den drei Göttinnen stand, die auch einst, wie die Menschen, der Eitelkeit ihren Tribut zollten. Dicke, seidene Stoffe in blutrothen Farben mit ellenlangen, breiten, goldenen Franzen wehrten an den Fenstern der von draußen zudringlich hereinstrahlenden Nacht ab und verminderten auch den Eindruck der Unbehaglichkeit, die durch einen gegen Abend aufgekommenen, aus Nordost blasenden Sturm hervorgerufen ward. Bei der Tafel hatte er zeitweilig sogar das schwirrende Geräusch der schwappenden und lachenden Stimmen unterbrochen. Die Gäste hatten schauernd aufgehört und sich ängstlich ihren Eindrücken hingegeben; die entsetzte Gewalt rüttelte an den Fensterläden und tobte um das Schloß, als wolle er es in Grund und Boden reißen. Aber übermüthiger Redefluß, Speise und feurriger Trank verwischten zuletzt doch die Gedanken, daß die Natur draußen den nach Zerstörung verlangenden Mächten aufgethan. Die Geister des Weines kamen zu ihrem Rechte und thaten wie immer ihre Schuldigkeit.

Nun schritten dreißig Paare die breiten, mit maurgrauem Teppichen belegten Treppen hinauf, und von dem Orchester in Mitten der großen Saalwand erklangen die Klänge der Violinen und der anderen Instrumente. Es ging ein stürmisches Feuer durch die Töne trotz des gemessenen Tempos der Polonaise. Jede der Frauen glückte einer strahlenden Sonne; es bligte aus den Augen und aus den kostbaren Diamanten der Spangen, welche die schneeweißen Arme schmückten. Die Schönste von Allen aber war Inge von Bernstorff, die Tochter des Brauers in Husum.

Sie sah in ihrem Goldbrocat-Kleide königlich aus, und Milde und Bescheidenheit malten ein sanftes Roth auf ihre Wangen, von dem der entzückte Blick sich nicht abzuwenden vermochte.

Wenn Andreas mit seinem Weibe beim Tanzen dahin flog und sie mit selig trunkenen Augen anschaute, Inge aber seine Blicke durch ein zauberhaft verständnißvolles Lächeln erwiderte, schwoll der Neid auf in den Herzen der übrigen Frauen, und der Mund hielt nicht zurück, was drinnen sich regte. Auch Henning Bockwaldt tanzte mit seiner Verwandten und riß sie voll Ungestim an seine breite Brust, und da er des Weines voll war, sprach er auf sie ein mit Worten, die ihr die Blässe der Empörung in die Stirne trieben.

„Ich bitte, Herr Graf, führen Sie mich an meinen Platz zurück,“ bat sie trotzdem mit bescheidener Rede. Aber statt ihr zu gehorchen, preßte er sie noch fester an sich und wirbelte wie der Sturmwind durch den Saal. Aber ehe Inge zum zweiten Male ihre zu einem Befehl sich zuwendende Bitte wiederholen konnte, verklang plötzlich im Orchester mit unheimlich schrillen Tönen der Strich der einen Geige, und ihr folgten mitten im Tacte alle übrigen Instrumente.

Im Nu standen die Tänzer und richteten voll Befremdung ihre Augen auf die Musikanten. Aber der Erste, der herzu eilte, war Henning Bockwaldt, nachdem er Inge rasch auf ihren Platz zurückgeführt.

„Hinaus mit ihm!“ herrschte er, zwar die Stimme dämpfend, aber mit brutaler Heftigkeit, nachdem ihm berichtet war, daß der Mann, der älteste der Musikanten, plötzlich todt zurückgefallen, und daß den Andern sich vor Grausen der Vogen aus der Hand gewunden. „Vorwärts! Vorwärts! Ohne Aufsehen, durch die Thür hinter dem Orchester!“ wiederholte er, die ängstlich und eilig herbei eilenden Diener antreibend. Und es geschah, wie er wollte.

„Nichts! Nichts war's,“ schrie er dann nach einer Pause. „Trunken sind die Kerle!“ Und rasch noch eine Lüge ersinnend, fuhr er fort: „Schon wird mir gemeldet, daß der Alte, nach kräftigem Wassertrahl auf das Haupt, lustig die Augen aufgeschlagen habe! — Vorwärts, vorwärts, Ihr Feiglinge und Trunkenbolde,

spielt!“ herrschte er mit heiser trunkenen Stimme den Musikanten zu, — und dann begann abermals die wilde Musik, und willig folgten die Gäste und thaten sich zu Paaren.

Als aber Henning nun wieder auf Inge zutrat, — eben sprach sie mit Andreas und Isa, und noch lag in der Nachwirkung des Schreckens die Rechte auf ihrer hämmernden Brust, — schüttelte sie das Haupt und verweigerte ihm die Fortsetzung des Tanzens.

„Nun, — dann komm Du!“ rief Henning zornsprühend und spottend und zog Isa in seine Arme, als wolle er die zarte Gestalt durch einen einzigen Druck zerbrechen.

Andreas aber grub die Finger in die Handflächen und flüsterte seinem Weibe zu:

„Es war gut, daß Du sprichst, Inge! Nicht noch einmal versucht er es, Dich wie eine Dirne zu behandeln, oder ich reiße ihm die Kehle, durch die seine Worte schlüpfen, aus einander wie einst Simson des Löwen Nachen!“

Nach einer geräuischen Zwischenpause, die Isa benutzte, um Andreas von Allem zu berichten, was ihr armes Herz beschwerte und was auch um feinetwillen ihr Ruhe und Schlaf nahm, ward ein Menuet angefangt. Alle Paare nahmen Theil, da Henning sie fast stürmisch entbot.

Die alte Heiterkeit war wieder über die Gesellschaft gekommen, ja, sie war noch gesteigert, seitdem auf silbernen und goldenen Brettern die Diener heiße, wild durch die Aern toben und die Sinne verwirrende Weine präsentirt hatten.

Nun begann die letzte Tour des Menuets, und lebhafter einsetzend, nahmen Musik und Tanz ihren Fortgang.

Doch, — Entsetzen! Nach dem dritten Tacte schrie plötzlich eine Stimme: „Wehe mir, Gift, Gift! Mein Gedärme! Ich sterbe!“ Und abermals stürzte einer der Musikanten todt zu Boden, und schlug diesmal der Länge nach in den Saal hinab.

Fest aber war auch kein Halten mehr! Wie von bösen Geistern verfolgt, entwichen sämtliche Spielleute durch die Tapetenthür der Rückwand, und eine ungeheure Aufregung erhob sich im Saale.

Und draußen vernahm man das furchtbare Toben des Sturmes, der mit entsetzlicher Gewalt um die Giebel, Thürme und Ecken des Schlosses püffte.

Hurrrrr, — hurrrrr, — ging's plötzlich, und um allem Grausen die Krone aufzusetzen, ward, als habe die Gewalt von innen angefaßt, ein Fenster aufgestoßen, und der Sturm brach herein und verlöschte die meisten Kerzen und Lichter der Kronleuchter. Aber dieselbe Gewalt legte auch wie mit Besen die Gäste aus dem Saale fort.

Wehegeschrei, Kreischen, Lärmen, Poltern und Fliehen, bis zuletzt nur noch drei Personen im Saale zurück waren: Andreas Bernstorff, der das Fenster mit seinen eisenkräftigen Händen wieder anzog und zudrückte, und die beiden Frauen, Isa und Inge, die wie ohnmächtig in seine Arme sanken.

Dann aber polterte es die Treppe hinauf und in der Thür erschien, gräßlich anzuschauen, der rothhaarige Henning Bockwaldt, und als er sein Weib in solcher Stellung neben Andreas Bernstorff erblickte, schrie er auf, schoß wie eine Kugel auf seinen Verwandten zu und griff unter dem Kufe: „Schurke! Schurke!“ nach seiner Kehle.

Aber da packte ihn Andreas, zur Seite ausweichend, am Nacken, und rasch sich bückend, an den Beinen, und indem er den sich wüthend Windenden wie ein Kind empor hob, raunte er ihm zu:

„Wenn Du noch einmal wagst, mich auf Ragenholm hinterlistig zu torquieren, oder meiner Frau Inge Deine rohen Reden in's Ohr zu flüstern, dann werfe ich Dich aus Deines eigenen Schlosses Fenster auf den Hof und mache Dir den Garaus! So, nun kennst Du meine Absichten, und nun lebewohl, Vetter! Schlafe den Kausch aus, werde nüchtern und komme zur Vernunft.“ Und dann trug er den rasend um sich Schlagenden und dann plötzlich wie todt Zusammenstinkenden in ein kleines Silber-Cabinet, bettete ihn dort auf die Erde und zog den Schlüssel ab. Kaum eine Viertelstunde später waren Andreas, Inge und Isa bereits auf dem Wege nach Ragenholm.

Im Rathshofe zu Husum saßen Abends vorn im Gastzimmer die Gäste und redeten voll Eifer. Henning Karsholm stand, sich wärmend, am Ofen, — denn der Herbst war gekommen, nicht nur mit Sturm, sondern auch mit Kälte vom Norden, — und der Brauer sah finster drein, ohne sich in das Gespräch zu mischen.

Die Neuigkeit, welche die Einwohner Husums und nun eben diesen Kreis besonders beschäftigte, betraf den Staller, Grafen Bernstorff. Seit dem Mittag des vorigen Tages hieß es, er liege im Sterben, und Andreas' Eintreffen sei jeden Augenblick zu erwarten.

Da Hennig Karsholm im Zimmer war, hatten die Gäste bisher nicht seines Schwiegersohnes Name genannt. Seit Inge mit ihm verheirathet, durfte weder er noch seine Tochter im Hause erwähnt werden, und da Jedermann wußte, daß Andreas mit ihr über Nacht auf seinem Hengste entflohen und beide Väter, der Staller sowohl, wie Karsholm sich von ihren Kindern losgesagt, leitete die Gäste eine natürliche Rücksicht gegen den Alten.

Aber noch mehr. Graf Bernstorff hatte sogar seinem Sohne mit Fluch und Entehrung gedroht, wenn er nicht innerhalb vier Wochen von dem „Weibsbild“ lasse, und das hatte zugleich einen solchen Haß gegen den Gewaltigen in Karsholm's Brust wach gerufen, daß schon des Brauers Stimme zitterte, wenn überhaupt nur der Name Bernstorff genannt wurde.

Natürlich war man neugierig, ob Inge auf die Trauerkunde hin ihren Mann begleiten, oder ob Andreas allein kommen werde, und wenn sie eintreffe, — denn Jeder wußte, daß die Gräfin zu ihrem Sohne hielt, — ob sie es wagen werde, den kleinen Rathshof zu betreten.

Karsholm hatte, als seine Frau ihm seiner Zeit versöhnlich zureden wollte, mit dem Fuße gestampft und den eigensinnigen Kopf mit einem Ausdrucke geschüttelt, der genügend verrathen, in welchem Auftruh sich sein Inneres befand, nach kurzer Pause aber wüthend hervor gestoßen:

„Ist der hochmüthigen Brut drüben meine Tochter nicht gut genug, so bin ich auch zu stolz, um Ja zu sagen. Möge der Teufel das Schloß verderben mit Allem, was darin ist!“

„Wohl, aber weshalb willst Du die jungen Leute dafür blühen lassen, Hennig?“ fluchte die Frau.

„Das steht noch auf einem besonderen Brett,“ stieß der Alte finster und hart heraus. „Was nicht zusammen gehört, soll von einander bleiben! Es kann nur Unglück daraus entstehen, wenn Fuchs und Taube aus einem Raupf essen! Und bei Nacht und Nebel mir mein Kind aus dem Hause rauben, heißt Einbruch üben wie ein Wegelagerer, und einem solchen Vorfälle zu folgen, heißt Ehre und Sitte schänden. Haben sie meinen ehelichen Namen nicht der ganzen Provinz preisgegeben, und haben die drüben auch nur ein Wort des Bedauerns gehabt? Nein, der hochfahrende Herr Staller, — der Blitz möge ihn treffen, — hat sogar geäußert, wir seckten im Bunde, und ich könnte mich freuen, daß er mir nicht den Prozeß mache wegen Hehlerei und öffentlichen Aergernisses. Hätte ihm doch genügen können, daß ich den schurkischen Abel, — dem Helfer des fauberen Andreas, — zur Thür hinaus warf, sodaß er noch heute lahmt wie ein angeschossener Hund. Sprich mir nicht mehr von den Beiden, oder ich sperre Dir den Mund!“

So standen die Dinge, und nichts hatte sich seit den zwei Jahren geändert.

Während aber die Gäste im kleinen Rathshofe über die schwere Krankheit des Stallers sprachen, und nachdem Karsholm das Gastzimmer verlassen, das bisher Unterdrückte in das Bereich ihrer Unterhaltung zogen, lag im Schlosse in dem hohen, mit grünseidenen Tapeten ausgelegtem Schlafgemach, bei mattem Kerzenlichte und dicht verhängten Fenstern, gegen die das Unwetter stöße weise Sturm und Regen schlug, der Staller, Graf Bernstorff.

Der Mund in dem kaltherzigen Gesicht war nun ganz schief geworden, denn den Grafen hatte ein Schlaganfall getroffen. Schrecklich sah der Gewaltige aus; ein trostloses, aber vergebliches Aufbäumen gegen den heran nahenden Tod lag in den verzerrten Zügen, und noch im Sterben waren alle seine Bewegungen gebieterisch und von einer unduldsamen, hochfahrenden Heftigkeit. — Maas schlich auf den Zehen umher und flog zitternd herbei, sobald der Staller ein Zeichen machte. Und wenn er des unverständlichen Redenden Befehle nicht gleich begriff, biß der Kranke die Zähne im Munde zusammen, und wilde Worte drängten sich über seine Lippen.

Zeitweilig war er dann völlig machtlos und lag so schwer ächzend, kämpfend und röchelnd da, daß man glauben mußte, jeder Augenblick sei der letzte. Auch Abel war meistens anwesend, machte Umschläge, half beim Umbetten oder löste beim Wachen ab. Es dauerte die Krankheit schon seit acht Tagen. Nun eben, — vom Marktplatz schlug's zwölf, und der Sturm begleitete den Schlag der Thurmuhr, — raffelte es in der Brust des Kranken, und dann wieder versuchte er Athem zu gewinnen, ohne daß es ihm gelingen wollte, und das Gesicht verzerrte sich gräßlich und ward blau zum Entsetzen. „Es geht zu Ende!“ flüsterte Abel Maas zu, der zitterte und die Hände faltete.

Jetzt ward plötzlich die Thür aufgestoßen, und Andreas im Reise-Anzug, noch von Kälte und Sturm geschüttelt, trat mit seiner Mutter, die zeitweilig sich entfernt, um den erschütternden Eindrücken zu entgehen, in's Gemach. Einen Augenblick stand Andreas bewegungslos und hörte auf die grausigen Töne, die

sich der Brust des Sterbenden entwandten, dann aber schritt er auf den Zehen vorwärts und kniete nieder an dem Bette des Mannes, dem er sein Leben verdankte.

„Vater, — Vater,“ entrang sich seinem Munde. „Sieh, ich bin's, — Andreas. — Ich flehe Dich an, nimm zurück, was Du gegen mich geschleudert. Hörst Du mich nicht, mein geliebter Vater?“

Nein, er hörte nicht. Nun winkte Andreas seiner Mutter, und nachdem Maas und Abel aus dem Zimmer geschlichen, knieten Beide nieder und wiederholten laut und lauter ihre Worte.

Endlich öffnete der Staller mühsam die Augen und während der Mund sich zu verlängern schien, zitterten die Worte hervor: „Luft, — Du — st, — Trinken!“

Andreas sprang empor und holte Wasser, richtete mit seinen kraftstrotzenden Armen den Leidenden empor und flößte ihm das Raß in den Mund.

Halb ward's verschüttet, aber was die Lippen neigte, gab dem Sterbenden Erleichterung. Bevor jedoch Andreas seinen Vater in die Kissen zurückgleiten ließ, sprach er noch einmal auf ihn ein:

„Vater, Vater, erkenne mich doch! Andreas ist's, Dein Sohn, — Verzeihung, Versöhnung, ehe Du uns den Schmerz des Scheidens bereitest!“

Nun bewegten sich die Lippen, und die Zähne schlugen an einander; die starren Augen suchten Kraft zu gewinnen, und die Arme zitterten in dem Versuche, sich zu bewegen.

Das Ende schien gekommen, — eben trat auch der Doctor Nemo eilend in's Gemach, — aber doch raffte sich der Geist des Dahinschwappenden noch einmal auf, und indem er unter Martern der Athemnoth den Kopf streckte, flüsterte der Mund „Mari—anne!“

„Hier, hier, Bernstorff, —“ schluchzte die Gräfin. „Andreas ist bei Dir. Er redet mit Dir, flüht um Verzeihung.“

„Nein, —“ zählte es zwischen den blauen Lippen, und der Mund zuckte und flog zur Seite.

„O, kein Nein! Vater! Vater!“ schrie Andreas außer sich und beugte sich auf den Sterbenden herab.

„Sieh, Vater,“ stieß er stürmisch hervor, „wir sind Alle schwache Menschen, die fehlen; auch Du hast vor dem Höchsten Dich zu verantworten und willst Gnade. Und Gnade, Vergebung wird Dir! So verzeihe auch Du dem Sohne den Fehltritt, daß er ohne Deinen Segen ein Weib nahm. War ich schlecht? Nein! Ich bin glücklich in ihrem Besitze, und sie macht unserem Namen so wenig Schande wie ich selbst. Laß mich ihn auch ferner tragen ohne Deinen Fluch! O, nimm zurück! — Ich bittle auf den Knien, daß Du nicht ohne Deinen Segen von mir gehst. Vater! Vater!“ drängte Andreas flehend, da er sah, daß nichts Eindruck auf den Sterbenden zu machen schien. „Ich will täglich an Deinem Grabe beten und jede Buße thun, die Du mir auferlegst, — wenn Du mir vergeben willst.“

„Wohl, so — lasse das — Weibsbild, —“ ging's nun langsam, aber fest aus des Mannes Munde.

Da ließ Andreas den Körper seines Vaters zurückfallen, schüttelte sich wie ein von unerträglichen Qualen Gepeinigter und glitt mit der Hand über die schweiß-triefende Stirn. Er sagte nichts mehr. Alles war nach diesen Worten in ihm erstorben, Liebe und Mitgefühl mit einem einzigen vernichtenden Schlage getödtet. Und er stand auch regungslos wie ein Stein, als nach besinnungslosem Kampfe von noch zehn Minuten der starrköpfige Mann, der es nicht nothwendig fand, mit dem Himmel und den Menschen sich zu versöhnen, seine Seele aushauchte. —

In einem der kommenden Tage saßen Inge und Jsa in Ragenholm in dem zur Rechten im Parterre befindlichen Wohngemach und tauschten schwermüthigen Sinnes ihre Gedanken über die Zukunft aus. Besonders Jsas Inneres war tief beschwert. Sie sah die durch ihren Fortgang von Ahlsfeldhof nothwendig sich ergebenden Folgen vor sich, und sogar angstvolle Befürchtungen vor Gewaltthatigkeiten von Seiten ihres Mannes fliegen in ihr auf und ließen ihr nicht Ruhe. Schon nach wenigen Tagen wollte sie sich nach Kiel zu ihrer Mutter zurückbegeben und bei ihr, — entschlossen, nie mehr zu Hennig zurückzukehren, — das Weitere abwarten.

Da sich Andreas hatte nach Husum begeben müssen, waren die Frauen ohne Schutz; Ragenholm lag einsam und abgelegen, und das noch immer anhaltende, furchtbare Unwetter verschärfte die unheimlichen Eindrücke, unter denen die beiden Frauen standen.

„Mich überläuft's mit Grauen,“ hob Jsa an, „wenn ich an den schrecklichen Ball-Abend denke. Als ich die Vorbereitungen traf, Ahlsfeldhof zu verlassen, fiel meine Zofe mir zu Füßen und beschwor mich, sie mitzunehmen.“ Und ergänzend, was Inge in großen Zügen schon wußte, fuhr sie fort: „Ja ja, an giftigem Getränk, das mein Gatte sicher für Andreas bereitet hatte, jenen aber vor-

gesetzt durch einen Zufall, hieß es unter der Dienerschaft, seien die Musikanten gestorben. Alle hatte eine nicht zu bannende, graufige Furcht ergriffen, und Jeder wollte, wenn auch den rückständigen Lohn verlierend, das Schloß verlassen. Nur Thorde erklärte, bei seinem Herrn bleiben zu wollen. Er schüttelte traurig den Kopf und war auch mit Andreas' Maßnahmen einverstanden. Aus seinen Händen nahm er den Schlüssel zur Silberkammer, in der sein Herr ruhte und sagte: „Reiß mit Gott, Herr Graf. Und es ist schon besser, Ihr nehmt die gnädige Frau mit Euch, die nur Thränen weint und Grund dazu hat. Wir wissen's Alle.“

Während die beiden Frauen sich in solcher Weise die Geschehnisse in's Gedächtniß zurückriefen, öffnete ein Diener die Thür, um den Abendtisch zu bereiten.

„Lege auch Holz in den Kamin und lasse in den Schlafzimmern nach dem Feuer sehen,“ befahl Inge. Auch stand sie auf, um selbst einige Anordnungen zu treffen.

Jsa lehnte sich zurück und schaute mit sanftem Blick auf das schöne Weib, dem sie ihr Lebensglück geopfert hatte. Aber in dieser edlen Seele regte sich kein Neid, keine Reue. Sie liebte Inge, nachdem sie sie kennen gelernt. Als Andreas' Gattin, Jsa's beispielloser Selbstverleugnung gedenkend, sich bei der Begegnung in Ahlsfeldhof zu ihr herabgeneigt, die Hände geküßt und Worte des Dankes gestammelt, hatte Jsa sie rasch zu sich emporgezogen und unter Thränen geküßt.

„Ich schwur Andreas einst die Freundschaft der That,“ sprach sie, „und löste mein Wort. — Ihr seid verbunden und glücklich, das Ziel ist erreicht! — Was für mich kommt, weiß Gott allein, ich will es tragen in Geduld.“

Als vom Hofthor die Uhr zwölf schlug, — mit festem lautem Klang trug's heute der Wind herüber, — rüsteten sich die Frauen zum Schlafengehen. Vorher aber nahm Jsa Inge noch einmal in die Arme und flüsterte:

„Sag, Cousine, würde ich Dich incommodiren, wenn ich mich mit in Deinem Gemache zur Ruhe lege? Eine nicht zu bannende Angst umschürt mein Herz. Ich weiß, ich werde keinen Augenblick ruhen. Verzeih' die Bitte.“

„Nur nicht anzubieten wagte ich, was Du ausdrückst, ich werde gleich Alles herrichten lassen, Jsa,“ gab Inge eilig und in dem unterwürfigen Tone zurück, der sich ihr unwillkürlich aufdrängte, sobald sie mit der edlen Frau sprach.

„Aber was ist das?“ hielt Inge plötzlich horchend inne und wandte das Ohr gegen den Schloßhof. — „Sollte es Andreas sein? Der Hufschlag seines Hengstes?“ Sie zog die Glocke, und als beide Diener, zwei gewandte, kräftige Burschen, die im Hause aufwarteten, eilend erschienen, befahl sie sogleich nachzusehen. Aber kaum hatte sie sie entlassen, als laut und zudringlich von draußen geschellt wurde.

Nun war's an Jsa, unrühig zu werden, ja unter einer furchtbaren Ahnung rief sie die Forteilenden zurück und flüsterte, zugleich Inge verständigend: „Halt! halt! Fragt erst, wer so spät auf Ragenholm zu thun hat? Es ist n'cht der Herr.“

„Wer klopft?“ drang's alsbald aus dem Munde eines der Diener, der Jsa's Befehl gehorchend, auf den Flur geeilt war.

Aber die Worte schienen der heftig Pochende draußen nicht gehört zu haben. Vielleicht übertönte der Sturm die Laute, denn von Neuem und immer heftiger ward geschellt und zugleich der eiserne Klopfer mit dem Hundskopf in Bewegung gesetzt.

Unheimlich und schreckerregend dröhnten durch die Stille der Nacht die Schläge über den Flur und durch's Haus, und die Frauen, die in der geöffneten Thür des Wohngemaches standen, fuhren zitternd zusammen. Der Beherztere unter den Dienern drängte nun den Anderen bei Seite und rief laut und vernehmlich:

„Wer begehrt Einlaß um die Nachstunde? Meine Herrin ersucht um den Namen, bevor aufgethan wird!“

Nichts, — keine Antwort, auch nach längerem Warten und nochmaliger Aufforderung jezt Alles still. Nur der Wind piff. Aber das erschreckte die Frauen nur um so mehr, und ihre Angst ward zum Entsetzen, als plötzlich im Hintergrunde des Flurs, nachdem polternde Schritte auf der Treppe zum Souterrain hörbar geworden, — Hennig Bockwaldt mit seinem rothen Barte und den furchtbaren Augen vor den beiden Frauen erschien!

Doch dem Entsetzen folgte bei Inge ebenso rasch die Besonnenheit. Sie wußte, was auf dem Spiele stand. Im Nu riß sie Jsa an sich, wich blitzschnell zurück und verriegelte die Thür.

„Macht auf dem Herrn von Ragenholm, oder es geht an's Leben!“ schrie Hennig Bockwaldt, und seine Faust traf, fast so schwer wie vorher der eiserne Schläger, die verschlossene Pforte.

Inge aber stand aufrecht wie eine Marmorsäule, und nur die Hände ballten sich in der Entschlossenheit

des Widerstandes und ihr Kopf flog unwillkürlich in den Nacken. „Die eichene Thür und die Kegel hat er selbst machen lassen, habe keine Angst!“ flüsterte Inge Jsa, die lebend am Tische stand, zu.

Aber nun wiederholten sich die wilden Schläge, und es dröhnte durch's Haus, als werde es in seinen Grundvesten erschüttert.

„Noch einmal, zum letzten Male, öffnet! Ich, — Henning von Bockwaldt, Herr auf Ragnholm und Gatte des entlaufenen Weibes, befehle es!“

Aber Inge schüttelte den Kopf, und wäre ein Künstler zur Stelle gewesen, er hätte das herrliche Weib malen müssen in der Schönheit ihrer unerfrockenen Kühnheit. Nun, in der Gefahr, war's, als ob die Züge ihres Vaters sich auf sie übertragen hätten. Eiserner Wille stand in ihrem Gesicht geschrieben, und wenn's zum äußersten ging: Kampf!

Aber nach der auf den wüsten Värm folgenden Pause entstand plötzlich draußen ein lautes, wildes Hin und Her. Man hörte anfänglich herrliche Worte durcheinander; immer Henning Bockwaldt's wutherrüllte Stimme, zuletzt aber das Geräusch sich im Kampfe mangelnder Menschen.

In Jngens Augen blühte es auf. Ihr ahnte der Zusammenhang. Die Jnsassen des Hofes, die Kutscher und Knechte, die Stallknecht und Hausdiener, die alle Andreas abgöttisch liebten, hatten sich zusammen gethan, um ihre Herrin zu schützen.

Die Kunde von den Geschehnissen in Alfeldhof war schon vor Tagen hierher gedrungen, und Berichte von Giftvergift und Einschreiten der Gerichte durchschwärmten die Luft. Und wirklich ward draußen auf dem Flur eine Schlacht geschlagen, und Henning Bockwaldt wehrte sich wie ein Löwe. Zuletzt entwand er sich der Menge, die brüllend auf ihn losstürzte, und stellte sich, den Rücken deckend, gegen die Treppentür.

Aber während er die Wüthenden mit den Fäusten abwehrte oder auf sie einhieb, sprang einer der Diener zur Thür, schob den Kegel zurück und öffnete sie um Fingerbreite.

Und dann geschah etwas Furchtbares. Beim weiteren Anprall der Menge ward Henning Bockwaldt auf die angelehnte Thür gedrängt und stürzte, das Gleichgewicht verlierend, mit einem gräßlichen Fluch kopfüber hinaus auf die steinernen Stufen der Treppe und gab unter einem noch gräßlicheren Todesgeschrei den Geist auf.

Aber auch zur selben Zeit donnerten die Hufschläge eines im Galopp den Schloßhof gewinnenden Rappens über das Pflaster, und mitten durch das Weh- und Schreckensgeschrei erscholl der Ruf: „Unser Graf, unser Graf! Graf Andreas ist da!“

Und Andreas war's! Er sprang von dem triefenden Hengste und eilte an die Schloßstiege, und nachdem er gehört und gesehen, was geschehen, hinauf in das Haus. Eben öffneten Inge und Jsa die Thüren.

„Andreas! Andreas!“ drang's wie todesbefreit aus dem Munde der Frauen, und sein Weib schlang die Arme um seinen Hals und nach ihr eine der treuesten Frauen, die je wandelten auf Erden: — „Jsa von Bogwisch!“

Nachdruck verboten.

Meine „Bedienung“.

Novellette von Georg Mallowitz.

1.

Als ich auf ein leises „Herein“ die niedere Thür im dritten Stockwerke des Hinterhauses öffnete, strömte mir eine unerwartete Lichtfülle entgegen. Sie ging von einem mäßig breiten Fenster mit weißen Zug-Gardinen aus und glitt, über den blauen Fußboden flutend, schräg an den gewünschten Wänden empor. Auf den Gläsern eines Spiegels und einer großen Photographie an der Langwand sammelte sich das Licht zu einem Glanzfleck, zitterte zerstreut über die Schmelzperlen eines Todtenkranzes unter dem Bilde und umzog die wenigen, dunkel gebeizten Möbel mit hellen Reflexen. Von der breiten Lichtfläche des Fensters hob sich der Schattenriß einer dunkel gekleideten weiblichen Gestalt ab, die näher auf einem Tritte saß. Auf mein Klopfen hatte sie sich mit einer halben Wendung aufgerichtet. Jetzt zog sie das farbige Wolltuch um die schwächlichen Schultern zusammen, legte ein Stück Leinwand im Vorübergehen auf den Tisch und glitt eigenhändig geräuschlos, den linken Fuß ein wenig nachschleppend, auf mich zu.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“

Es war ein verklärter Mollklang in der Stimme, der weder mit den inhaltslosen Worten, noch mit dem kümmerlichen, altjüngferlichen Figürchen zusammenpassen wollte.

„Unser gemeinschaftlicher Hauswirth hat mich an Sie gewiesen. Ich wohne vier Treppen nach vorne hinaus und brauche eine zuverlässige Person zu meiner Bedienung.“

„Ach ja, der Wirth hat mir davon gesagt. Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Mit derselben geräuschlosen Geschäftigkeit glitt sie auf ihren Platz zurück, nachdem sie das Leinwandstück wieder vom Tische genommen und mir einen Stuhl unten vor dem Fensterritte zurechtgerückt. Kaum hatte ich mich niedergelassen, so saß sie

schon wieder, blies in den Fingerhut und ordnete die Nähterei auf ihrem Schoße.

„Sie müssen mir nicht böse sein, wenn ich weiter arbeite. Wir können die Sache auch so besprechen, und mein Tageswerk muß ich herunterhaken.“

Während ich ihr meine Bedürfnisse aneinander setzte, stichelte sie eifrig darauf los, ohne mich anzusehen, nur hin und wieder mit dem Kopfe nickend. Als ich geendet hatte, ließ sie die Hände in den Schoß sinken und sah mir voll in das Gesicht.

„Sie gefallen mir ganz gut, und was Sie verlangen, kann ich Ihnen leisten. Ich denke, wir werden uns einigen.“

Ich mochte wohl einen bedenklichen Blick auf ihr linkes Bein geworfen haben, das auf einem niedrigen Fußschemel ruhte. Sie lachte lautlos vor sich hin und strich beinahe zärtlich seitwärts an ihrem Kleide herunter.

„Sie fürchten sich wohl gar vor meinem Humpelfüßchen da. Das haben Sie nicht nötig. Zum Tanzen taugt's freilich nicht viel, aber beim Treppensteinen ist's beinahe ein Vortheil. Wenn ich nur eine Stiege auf einmal nehmen kann, so bringe ich's durch Geschwindigkeit wieder ein.“

Wir wurden handelsmäßig, und ich hatte allen Grund, mit meiner Bedienung zufrieden zu sein. Sie wußte sich so unmerklich nützlich zu machen, daß sie einen ganz eigenen Dummheits von Behaglichkeit um sich verbreitete.

Nach wenigen Wochen fing ich an, mich ordentlich auf den Dreiviertel-Takt zu freuen, in dem sie den letzten Treppenaufstieg zu meiner Wohnung hinaufstieg. Sie drehte leise den ihr ein für alle Mal anvertrauten Corridor-Schlüssel herum und glitt in die meinem Schlafzimmer gegenüber liegende Küche. Dann hörte ich noch ein wenig im Arbeitszimmer herumrumoren, und wenn ich im Schlafrocke eintrat, war Alles in schönster Ordnung. Das Frühstück stand appetitlich angerichtet auf dem Tische, und ehe ich meine zweite Tasse Thee getrunken, hatte sie auch mein Schlafzimmer aufgeräumt und humpelte klipp-klapp mit unbegreiflicher Behendigkeit die Treppe hinunter.

Zu sehen bekam ich sie selten, die notwendige Unterhaltung wurde meist durch eine geschlossene oder angelehnte Thür geführt, um so mehr, da sie immer schon im anderen Zimmer war, wenn ich sie in dem einen suchte. Besagte Unschicklichkeit war übrigens im Großen und Ganzen kein Fehler. Häufig konnte sie niemals gewesen sein, auch in ihren jungen Jahren nicht. Aber friedlich und stillvergügt sah das salbige Gesichtchen unter der schneeweißen Haube hervor, trotz seiner vierzig Jahre. Manche Furche zog sich um Mund und Auge, aber ein eigenthümliches Lächeln der schmalen Lippen schien immer zu sagen:

„Ach was, Kummer und Sorgen! Ich habe mein Glück dahin. Das liegt tief im Herzen, und da kann mir's Niemand nehmen.“

2.

Der sich durch spärliche Proben lichten Grüns in den paar baumbepflanzten Straßen ankündigende Frühling hatte mich an die Gänge des Reichthums der Großstadt gelockt. Ich war ausgezogen, den Frühling zu suchen und konnte ihn nicht finden. Auch er war in Gestalt von Vor- und Hintertagen von der zahlungsunfähigen Minderheit in Erbpacht genommen.

Der Terrain-Abschnitt, der sich zwischen der südwestlichen Vorstadt und dem nächsten Dorfe hinzieht, trägt den Charakter trostloser Dede. Die Straßen-Ausläufe starren Einem wie durchschnitene, blutleere Adern entgegen, deren Verästelung sich in einer Dummheit verliert. Aus der Ferne zeugt ein dumpfes Geräusch von dem Getriebe der zusammengepreschten Menschenmengen, und nur die von Minute zu Minute auf dem Damme des Südringes einherlaufenden, in Unterführungen verschwindenden Eisenbahnzüge bringen Leben in das tode Landschaftsbild.

Eins der wenigen grünen Flecken in der Sand- und Lehmwüste ist ein Kirchhof, dessen Kreuze und Denkmäler, von einzelnen Baumgruppen überschattet, sich an einer Bodenwelle hinaufziehen. Warum sollte ich den Frühling nicht bei den Todten suchen? Ich schritt durch das Gitterthor hindurch langsam den schattigen Mittelweg hinauf, an dessen Kreuzungspunkte mit einem Querswege ein mächtiges, steinernes Denkmal emporragte. An den Seitenmauern zogen sich in langen Reihen prächtige, düstere Mausoleen und Erbbegräbnisse hin, und die Sperrlinge und Finken zwischerten aus den lichtgrünen Baumkronen und eben aufblühenden Fliederbüschen ein Spottlied auf die Unsterblichkeitsucht der Menschen herab. Die Morgenröthe malte breite Lichtflecke auf die schräg ansteigenden Wände der ägyptischen Pyläen und auf die Giebelfelder der griechischen Tempel. Jenseits des Steinkreuzes endete die Mittel-Allee. Ich suchte, seitwärts abbiegend, die Schattenseite der Kirchhofsmauer auf.

Da dehnten sich dicht gedrängt die schmucklosen Gräber der Kinder und Armen. Aus spärlicher Grasnarbe und dunklem Epheu tauchte hier und da ein kaum spamenlanges, knieendes Gipsengelchen oder eine dürftige steinerne Denkmäler auf. Mein Auge glitt über die im hellen Sonnenschein sich unterirdischlos an einander reihenden Gräber, bis es ganz am Ende der Mauer an einem eigenartigen, abgeschlossenen Bildchen haften blieb. Ein wohlgepflegter, von einem einfachen gußeisernen Gitter umzogener Grabhügel streckte sich, halb im Schlagschatten der Mauer verborgen, halb von der Sonne beschienen, bis dicht an den Kiesweg, auf dem ich mich eben der offenen Thür der Unfriedigung näherte. Eine mittelgroße Trauerfische am Kopfende des Grabes ließ ihre feinelaubten Zweige tief auf eine Holzbank herabhängen. Darauf saß eine weibliche Gestalt im schwarzen Kleide, von dessen dunkler Masse sich eine weiße Leinwandnähterei abhob. Ich wollte vorübergehen, da wandte sie mir das auf die Arbeit herabgebeugte Gesicht zu. Es war meine „Bedienung“.

Sie erwiderte mit dem ihr eigenen freundlichen Lächeln meinen Gruß.

„Ich habe Sie schon lange da drüben umherpazieren sehen. Wenn Sie sich ein wenig ausruhen wollen, und Ihnen meine Gesellschaft nicht zu gering ist, kommen Sie nur herein und setzen Sie sich zu mir.“

Sie nahm ihre Kleider zusammen und machte mir neben sich unter der Trauerfische Platz.

„Das Flecken gehört mir ganz allein. Sie sind der erste Besuch, den ich hier habe.“

„Und für wen ist die schmucke Ruhestätte eingerichtet?“

Ihr Gesicht behielt seinen lächelnden Ausdruck, während sie mit den Fingern, in denen sie die Nadel hielt, auf eine polirte, von Eisenstäben gehaltene Granitplatte wies.

„Der da, das ist mein Bräutigam. Ich besuche ihn seit fünfzehn Jahren alle Tage, und jedes Mal ist mir's, als ob er bei mir wäre.“

Und damit stichelte sie ernst weiter, ohne eine Miene zu

verziehen. Dann ließ sie die Nähterei in den Schoß sinken und sah mir ernsthaft in's Gesicht.

„Ich begreife eigentlich nicht, warum es so viele unzufriedene Leute giebt. Ich habe gar nicht Zeit dazu, unzufrieden zu sein.“

„Ach ja, es muß Ihnen wohl recht schwer werden, mit der Weisheit Ihren Lebensunterhalt zu verdienen?“

„Das glauben Sie ja nicht! Zum Leben braucht unser's sehr wenig. Seitdem ich die Aufwartestelle bei Ihnen habe, kann ich sogar sparen. Damit wäre ich übrigens nicht einmal zufrieden. Ich bin viel anspruchsvoller, als Sie denken.“

„Nun, zu einem Spaziergang in die Heide und zum Kaffeefocher mit ein paar Bekannten wird es schon noch reichen.“

„Früher habe ich das wohl gethan, als der da unten noch lebte. Jetzt bin ich für die Jungen zu alt und für die Alten zu jung.“

„Aber Sie können doch nicht Jahr aus, Jahr ein allein sitzen. Das will mir zu Ihrem gleichmäßig heiteren Temperament nicht stimmen.“

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, ich bin viel anspruchsvoller, als Sie denken. Einmal in meinem Leben bin ich sehr glücklich gewesen, und das hat mir an den Freuden der Anderen den Geschmack verdorben. Aber ich kann auch niemals mehr ganz unglücklich werden. Ich zehre von dem, was ich gehabt habe, von der Erinnerung, und die kann mir Niemand nehmen.“

„Sie haben Ihren Bräutigam wohl sehr lieb gehabt?“

„Das will ich meinen! Und sehen Sie, da habe ich gelernt, daß das Leben erst reich wird, wenn man ein anderes Leben mit hineinzieht in sein Sorgen und Mühen. Was man so auf sich selbst wendet, daran hat man wohl auch seine Freude, aber das ist doch nicht das Richtige. Als er tot war, da wollte ich anfangs verzweifeln, dann hat mich die Sorge um sein Grab beschäftigt. Was Sie da sehen, das Gitter, den Stein, die Bank, die Blumen, das habe ich mir Alles allmählich am Leibe abgepart. Es hat Jahre lang gedauert, bis es so hübsch war wie jetzt, und nun sitze ich alle Tage hier ein paar Stunden und denke an ihn.“

Sie zog das Leinwandstück mit einem Ruck höher auf den Schoß hinauf und stülpte es für eine neue Mahl, und während sie stülpte, plauderte sie in demselben ruhig-heiteren Tone weiter.

„Daß Sie es nur wissen, Sie bedeuten in meinem Leben auch viel mehr, als Sie glauben. Für das bißchen Reineinmachen und Theefocher bezahlen Sie mich, aber meine Sorge um Sie, die bekommen Sie gratis dazu geliefert, und das ist es gerade, was mir Vergnügen macht. Daß Ihnen niemals ein Knopf fehlt, daß Ihr türkischer Tabak immer feucht gehalten ist, das merken Sie natürlich gar nicht.“

Ich mußte zu meiner Beschämung gestehen, daß mir die kleinen Aufmerksamkeiten völlig entgangen waren, konnte aber mit gutem Gewissen hinzufügen, daß, seit sie mir die Wirthschaft in Ordnung hielt, ein allgemeines Gefühl des Wohlbehagens über mich gekommen war.

Während ich noch sprach, begann sie ernst ihre Nähterei zusammen zu packen.

„Sehen Sie, da habe ich mich mit Ihnen verplandelt. Wenn der Schatten der Kirchhofsmauer sich hier bis an die Gedanktafel zurückgezogen hat, begieße ich noch schnell meine Blumen und gehe dann nach Hause, um mir mein bißchen Mittag anzurichten.“

Ich bot ihr meine Hilfe und meine Begleitung an, aber sie lehnte dankend ab.

„An das Grab da lasse ich Niemand heran, und mit meinem Humpelfüßchen Schritt zu halten, ist kein Vergnügen.“

Sie nickte mir freundlich zu und hinkte, eine Gießkanne unter der Bank hervorholend, auf den nahen Brunnen zu.

Ich war ausgezogen, um den Frühling zu suchen und hatte unermüdet ein Stückchen ewigen Herzensfrühling gefunden, dem scheinbar kein Frost und keine Dürre etwas anhaben konnte.

3.

Seit jenem Maitage waren Wochen vergangen. In der Art unseres Verkehrs hatte sich nichts geändert. In meiner Wohnung war Alles in der schönsten Ordnung, unser persönlicher Verkehr beschränkte sich auf die nöthigsten Fragen und Antworten. Sobald ich Morgens in mein Arbeitszimmer trat, um zu frühstücken, verhielt sie in meinem Schlafcabinet, räumte dort auf und erschien mir noch auf der Thürschwelle, um mir Adieu zu sagen. Ich erwiderte meist mechanisch ihren Gruß, ohne von der Zeitung aufzusehen.

Eines Tages humpelte sie gegen ihre Gewohnheit in das Zimmer herein und blieb dicht vor mir stehen. Ich ließ die Zeitung sinken und erschrak ob ihres veränderten Aussehens. Es war, als ob ein Sturm über ihre Züge hingefahren wäre und alle Freundlichkeit daraus fortgenommen hätte. Die gekrümmten Lippen, die starren Augen, Alles war wie in einem plötzlichen, großen Schmerzgefühl versteint.

„Ist Ihnen irgend etwas passiert?“

Sie schüttelte den Kopf und ließ ihre Blicke mechanisch im Zimmer umherirren.

„Nein. Was sollte mir auch passieren? Ich wollte nur nachsehen, ob auch wirklich Alles in Ordnung ist. Adieu.“

Und dabei ergriff sie plötzlich, noch immer geistesabwesend, meine Hand, drückte sie kräftig und hinkte noch geschwinder und behender als sonst aus der Thür hinaus.

Am andern Morgen mußte ich mir meinen Thee selbst besorgen. Meine „Bedienung“ war zum ersten Male, seit wir uns kannten, nicht erschienen, und wenn ich mir ihr Aussehen vom Tage zuvor vergegenwärtigte, mußte ich annehmen, daß ihr etwas zugestoßen sei. Ich beschloß, bevor ich auf das Bureau ging, einmal im Hinterhause vorzusprechen und mich nach ihr zu erkundigen. Schon als ich die Treppe hinabging, machte sich auf dem Hofe eine außergewöhnliche Bewegung bemerkbar. Unten angekommen sah ich einen großen Theil der Bewohner der Quergebäude leise flüsternd und von Zeit zu Zeit nach dem Oberstock hinaufblickend, versammelt. In ihrer Mitte stand die Hausmeistersfrau und redete eifrig gestikulirend auf sie ein. Auf meine Frage, was im Hause vorgehe, wandte sie sich mir zu, froh, einen neuen Zuhörer gefunden zu haben.

„Ach, da sind Sie ja, lieber Herr. Ich wollte schon zu Ihnen hinaufgehen, um Sie zu holen, aber mein Mann sagte, es wäre besser, zur Polizei und zum Schlosser zu schicken. Wir wissen noch nicht, was es ist, aber der Herr, der Weiszeugnähterei oben im dritten Stocke muß etwas zugestoßen sein. Als ich heute Morgen die Hintertreppe rein machte, roch es ganz eigenthümlich wie nach Gas oder Kohlendunst.“



Die Novize. Von Scipio Bannutelli. — Sieh: Seite 31.

Ayuntamiento de Madrid

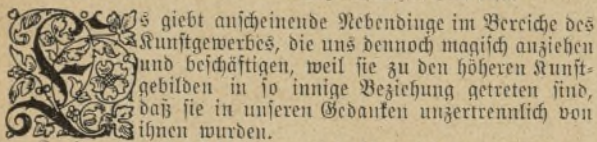
Man ist doch nun einmal für das Haus verantwortlich, und so bin denn dem Gerüche nachgegangen, bis ich merkte, daß er aus der Wohnung ihrer Aufwärterin kam. Ich habe an der Thür geklopft und gerufen, aber es hat mir Niemand geantwortet und wie die Sonne gerade so durch das Treppfenster hineinschien, sah ich, daß aus dem Schlüsseloch ein feiner blauer Dunststreifen herauszog. Na, Sie wissen ja, was man immer so in den Zeitungen von Ofenklappen liest, und wenn es auch Sommer ist, wo kein vernünftiger Mensch einheizt, so giebt es doch zu jeder Jahreszeit verrückte Leute, die dem lieben Gott ein Schnippchen schlagen und nicht früh genug aus dem Leben herauskommen können. Mit der Weißzeugnählerin ist es schon seit ein paar Tagen nicht ganz richtig.“ (Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Der goldene Schleier.

Stizzenblatt von Elise Polko.

„Deutsche Kunst und deutsches Gemüth, Das auch allzeit Gott behüt.“



Es giebt anscheinende Nebendinge im Bereiche des Kunstgewerbes, die uns dennoch magisch anziehen und beschäftigen, weil sie zu den höheren Kunstgebilden in so innige Beziehung getreten sind, daß sie in unseren Gedanken unzertrennlich von ihnen wurden.

Zu ihnen gehört seit langer Zeit für mich das verlockende Räthsel des altitalienischen Geigenlades, dessen Lösung schon so manchen Kopf gequält. Der Anblick einer vollendet schön initirten Geige des alten deutschen Tieffenbrüder, den sie verwandelt Gasparo Duissupraga nannten, — des eigentlichen Erfinders der Geige, — deren Original verloren gegangen zu sein scheint oder unbeachtet in dem Schranke irgend eines Sammlers liegt, — war es, der mich plötzlich wieder einmal zu ihm hinleitete.

Seit mehr als hundert Jahren ist eben das Geheimniß der Vereitigung dieses über alle Beschreibung zaubernden Etwas verloren gegangen, das, der Sage nach, ein Augustiner Mönch, der das Morgenland durchwandert, einstmals nach Rom gebracht haben soll. Ob ihm das Recept von den klugen Chinesen durch Zufall und auf Umwegen in die Hand gespielt worden, oder ob er es selber erfand, weiß Niemand; Thatsache ist nur, daß es von der ewigen Stadt aus sich durch Italien von Werkstatt zu Werkstatt unter den Geigenbauern verbreitete. Der Sohn der Tiroler Berge aber, seines Zeichens ein geschickter Möbelschneider und Holzschneider, auch Lautenbauer, ist damals mit seiner ersten Geige, — einem seltsamen Dinge, von gedrungener Bau, kurzem Halse und steifer Schnecke, die er sich ausgegacht, — auf der Wanderschaft in jenes Kloster gerathen, das den vielgereisten Augustinermönch beherbergte. Da hat denn der Tieffenbrüder mit dem breiten Bogen diesem noch unbekannten Instrumente solche liebliche und zugleich starke Töne zu entlocken gewußt, daß die frommen Brüder ihn gar nicht fortlassen wollten, und ihn lange als ihren Gast bei sich behielten. Waren doch die Klöster von Alters her die stillen Pflanzstätten der Kunst in allen Gestalten. Wie manches große Talent, wie manches musikalische Genie sogar, mag, von der Welt unbemerkt, hinter Klostermauern aufgeblüht und verweltet sein. War es doch ein Mönch, der einst die Notenschrift erfand, und jene wunderbaren Miniaturen in den frommen Büchern, die in alten Bibliotheken Jahrhundertlang schlummerten, und, an's Licht gezogen, die höchste Bewunderung späterer Generationen hervorriefen, sowie jene herrlichen Initialen, hatten Mönchshände auf das Pergament gezeichnet. Und so konnte es denn auch geschehen, daß der brave Tieffenbrüder einen Schatz aus dem Augustinerkloster zu Rom mitnahm, gleichsam zur Belohnung für sein Spiel, das die Herzen zu rühren verstand, — nämlich das Recept zu jenem goldig schimmernden Lack, der später seine Geigen und Saiten-Instrumente nicht nur im Aussehen, sondern auch im Klang so berühmt machte. Denn das ist eben das Geheimniß der alten Geigenbauer, daß ihre Schöpfungen vollkommen harmonisch sich darstellen, in der Wahl des Holzes, in der Construction und in jenem verführerischen goldenen Schleier, den sie Lack nannten, und der ohne Zweifel von bedeutendem Einfluß auf den Ton gewesen und geblieben ist, — sowie auf die Haltbarkeit der kostbaren Instrumente.

In der alten Kaiserstadt Aachen hat einmal ein Musiker gelebt, — sein Name ist freilich vergessen und verweht, — von dessen Geige, die den Namen Gasparo Duissupraga trug, erzählt dort die Sage aber noch bis zur heutigen Stunde Wunderdinge, denn alle Leute kannten sie, wurde sie doch allsonntäglich in der musikalischen Messe im Dome gespielt, von ihrem Besitzer, aber freilich nur da. Das Gedränge soll dann nicht gering gewesen sein, denn Alt und Jung wollte jenen zauberfüßen Ton hören. Die Klänge erfüllten dann den Dom wie ein Licht und die Väter meinten ein Echo des Gesanges der Engel zu hören, das von der hohen Wölbung zu ihnen herabschwebte. Zu sehen bekam die singende Geige in der Nähe aber Niemand, als ein junger Schüler des alten Musikers, ein verwahrter Knabe, den er einmal Abends auf der Straße aufgesessen und mit in sein stilles Heim genommen hatte, wo nur eine alte halbtot Magd hauste. Und doch war diese Geige so schön, daß jedem Geigenfreunde das Herz hätte aufgehen müssen bei ihrem Anblicke; aber auf keine Geliebte konnte ihr damaliger Besitzer eifersüchtiger sein, wenn er eine gehabt, als eben auf dies Instrument. Auf dem Boden unten war das kunstvoll geschnittene, aus verschiedenen Holzarten eingelegte Bild einer Stadt, oben die Form der ersten Geigen mit ihrem Bogen, eingefügt von seltsam geformten Blättern, die mit ihren Zweigen sich wie ein Kranz um die Zeichnung legten. — Was bedeuteten sie wohl? Waren es Birnbaumblätter, von deren Holz die Geige zusammengestellt war? Der alte Musiker wollte seinem Schüler keinerlei Erklärung zu geben. Sollten sie überhaupt nur an die Bäume des Waldes mahnen? — Die Jargen der Geige trugen freilich die sinnreiche Inschrift: „Via sui in sylvis, dum vixi tacui, mortua dulces cano.“ (Ich lebte damals in Wäldern, — als ich lebte, schwieg ich, jetzt, da ich todt bin, singe ich lieblich.) Aber die Blätter erschienen doch so eigenartig und fremd. Wie oft betrachtete sie der alte Musiker grübelnd. Es war ein kleines düsteres Haus, das er in Aachen bewohnte, er hatte weder Weib noch Kind. Der Schatten des mächtigen Domes fiel auf diese Wohnung, aber wenn die Geige erklang, so war es, als ob Sonnenstrahlen Alles, auch die dunkelsten Winkel erhellten und zugleich mit ihnen Rosen- und Lindenblüthenduft in Wellen herüberschlugen. Der verwahrte Knabe aber, der halb athemlos lauschte, vergaß dann, daß er Vater

und Mutter verloren, und meinte, daß man kein Licht anzuzünden brauche im Stübchen des alten einsamen Musikers, wenn die Geige offen in ihrem Kasten läge. Aber nicht nur Geigen-schüler des alten Aachener Musikers war der Knabe geworden, er durfte auch zuschauen, wenn sein Lehrmeister in einer kleinen Hexentüche allerlei Dinge in einen Tiegel warf, mischte und zusammenbraute, wie eifrig er dann kochte, filtrirte und mischte. „Gieb kein Aht!“ pflegte der Geschäftige dann wohl zu sagen, „ich bin ein Goldsucher, und wenn ich's fand, dann sollst Du Dein Theil mit haben und wir Beide sind reiche Leute.“ Erst später erfuhr der Knabe, daß der Alte mit Leidenschaft dem verloren gegangenen Geheimniß jenes goldig schimmernden Lack auf die Spur zu kommen veruchte, der die Geige des Duissupraga wie ein goldener Schleier einwickelte und die Instrumente der alten Geigenbauer, welchen Namen sie auch tragen mochten, wahrhaft verklärte.

Wie düster und ungeschmückt erschienen jene Mandolinen, Basse, Bratschen und Celli, die sich ohne jenen Schmuck in die Welt wagten, neben den Amati-Geigen und den Arbeiten des Stradivari, Guarneri del Gesù und Anderer, das erkannten selbst die Augen des jungen Franz. Es war und ist eben ein Unterschied wie zwischen einer Frau, die mit höchster Sorgfalt Toilette gemacht, und einem Achtenbrödel, das ein unscheinbares und schlecht sitzendes Gewand trägt.

„Ich werde, wenn ich groß bin, auch auf die Wanderschaft gehen, wie der Tieffenbrüder,“ sagte der Schüler des alten Meisters, „um das verloren gegangene Recept zu suchen, — ich wette, daß ich es finde, — aber den ersten goldenen Tropfen bringe ich Euch! Verlaßt Euch darauf, es soll mir gelingen. Meine Geige nehme ich auf den Rücken, wie der Tieffenbrüder, und fiedle lustig darauf los vor allen Klosterthüren, — warum sollte nicht auch einmal ein Anderer dasselbe Glück haben, das er einst gehabt? Wie lange dauert es doch, ehe man groß wird!“

„Und ehe man etwas Ordentliches lernt und es wagen kann, als tüchtiger Spielmann hinauszugehen!“

Und sie lehrten und lernten Beide in aller Einsamkeit tüchtig darauf los, aber zugleich fuhr der alte Musiker fort, seinem geliebten Schüler Geschichten über Geschichten zu erzählen von den Geigenbauern und ihren Schülern, deren älteste eben ein Deutscher, der Caspar Tieffenbrüder, in Brescia gegründet hatte und aus welcher die glanzvollen Namen eines Gasparo di Salo, Maggini, Geanetto und Andere hervorgegangen. Es war aber seltsam, daß die Phantasie Franz's sich immer nur mit jenem bärtigen Manne beschäftigte, dessen Kopf er an der Geige seines Lehrmeisters so oft mit scheuen Fingern gestreichelt. Alle anderen Geschichten von den hochverdienten Vertretern der Geigenbaukunst in Cremona, den Amati Stradivari, Guarneri, Bergonzi, Guadagnini und Anderen erregten nur sein vorübergehendes Interesse, den Neapolitanern sowie den Venezianern vermochte er nur eine flüchtige Aufmerksamkeit zu schenken. Für die Wittenwälder erwärmte sich sein junges Herz viel mehr; Jacob Stainer und Klotz gehörten für ihn gewissermaßen zu den directen Nachfolgern des deutschen Geigen-Erfinders, dessen Namen man verstimmt, um ihm den Ruhm dieser Erfindung streitig zu machen. Die kleinste Notiz aus dem Leben dieses fahrenden Künstlers, und wie viele schüttelte der alte Musiker aus dem Ärmel, nahm sein Sinnen und Denken gefangen. Bild reichte sich Bild an Bild in den abgebrochenen Erzählungen seines Lehrmeisters, und alle Gestalten lebten. Da lag es lebhaft vor ihm, jenes berühmte Kleeblatt, das der Frauen-Abgott Franz der Erste, König von Frankreich, der so viel Unheil mit seinen Balois-Augen anstiftete, zu sich an seinen Hof berufen nach der Schlacht und dem Friedensabschluß von Bologna, der berühmte Maler und zugleich Musiker Leonardo da Vinci, der geniale Andrea del Sarto, und der deutsche Lautenmacher Gasparo Duissupraga. Wie aus einer Märchenwelt klangen die Sagen von dem damaligen Hofe Franz des Ersten, des Schutzherrn aller Künstler, herüber, und der alte Aachener Musiker wußte sie so verlockend zu erzählen, daß dem jungen Schüler das Herz beständig klopfte und die Gedanken sich verwirrten. Um die einflussreiche Mutter des Herrschers, so schilderte er jene Zeit, die Herzogin Louise von Savoyen, von der man behauptete, daß sie der Politik noch mehr zugeneigt sei als der Liebe, scharten sich damals die scharfsinnigsten Denker, Gelehrten, Alchimisten, sowie die Häupter der vornehmen Ritterchaft unter Anführung des Connétable von Montmorency. Ihrer Tochter dagegen, der reizenden, leichtfertigen Margarethe, lagen alle Dichter und Sänger zu Füßen, die sich von ihren schönen Augen und ihrem silbernen Lachen, von der Musik ihrer glänzenden Verse und Madrigalen begeistern ließen. Die Gruppe der Maler, Baumeister und Bildhauer dagegen drängte sich um ihren großmüthigen Förderer und Schützer, — den König Franz. Leonardo da Vinci erschien als der Vornehmste unter ihnen, — damals schon ein alternder Mann, — neben ihm der geniale Benvenuto Cellini, — Andrea del Sarto war der unscheinbarste, und der treuerbige Duissupraga mit seinem edelgeschmittenen Gesicht und dem reichen goldblonden Haar der unbefangenste, trotz der fremden, verwirrend schönen Umgebung. Andrea del Sarto sollte die stille, zurückgezogene lebende Königin Claude malen, — und da der Hof bei Ankunft der drei Neubräutigen eben in Fontainebleau weilte, so wies man ihnen dort ihre Werkstätten an. Primatrice, der elegante Baumeister, Liebling des Königs, war eben mit der Ausarbeitung von Plänen zur Erweiterung des Schlosses beschäftigt, das damals erst die Anfänge seiner späteren stolzen Pracht zeigte. Die herrliche, sieben Bogensfenster breite Galerie François I. war kaum beendet, und der Schmuck von Gemälden, Statuen und Verzierungen noch ungeordnet, einzelne Flügel wurden ausgebaut, andere erst angelegt. Wie ein Märchen von Stein tauchte er allmählich aus dem verschwundenen Walde, der himmelberühende Renaissance-Bau mit seinen Thoren und Thürnen, Freitreppen und Balconen, reichen Gesimsen, Bogen, wunderlichen Schnörkeln, Karyatiden, Wappen und Thürmchen. Aber das schönste Märchen war doch die „Galerie François I.“ mit ihrer Marmortreppe, dem glatten Estrich, in dem sich bei hellem Mondschein die Statuen wirklich spiegelten, der Decke von Nußbaumholz mit ihren goldenen Möbelen, und in der Farbenpracht meisterhafter Fresken. Trat man an eines der Bogensfenster heran, so verlor sich der Blick in tiefes, dichtes Grün, — in ein geheimnißvolles Dämmerlicht, in die zauberische Waldesansicht. Hier hat denn auch Andrea del Sarto sein schönstes Bild geschaffen, seine berühmte Caritas, welche die Züge der unbekannten stillen Dulderin, der edlen Königin Claude trug, und hier baute Duissupraga seine besten Geigen, — und vor Allen jene eine, die der alte Musiker einst jeden Sonntag im Dome zu Aachen spielte. Es war fast eine gemeinsame Werkstatt zu nennen, jene Malerstuben und die Gemächer, in denen der Geigenbauer arbeitete, denn die schönen Portraits

auf Goldgrund und die feinen verschlungenen Buchstaben F. mit der Königskrone darüber, hatte der Pinsel des Malers auf die Geigen und andere Instrumente gezeichnet. Wer kann sagen, welcher von den Fleißigen dem Andern aufmerksamer zugehört haben mag bei der Arbeit, — die Maler dem Lautenbauer, oder dieser den Malern. War es denn nicht ein Wunder, kaum minder groß als der Farbenzauber, jene Kunst, aus schwachen Brettern ein mächtig tönendes Etwas, die Königin der Instrumente entstehen zu lassen? — Aus 58 einzelnen Theilen zusammengestellt, sang es nicht nur mit einer entzückenden Stimme, sondern erfreute auch zugleich das Auge durch die Harmonie der Form und den kunstvollen Schwung der sinnreich geschnittenen Schnecke. Wie oft hat der König Franz zugehört, als der Lautenbauer seine Geigen schnitt und Leonardo da Vinci war es, der sie zuerst spielte. An Einstellungen fehlte es dem Gasparo nicht, der König selber befahl die Anfertigung sämtlicher Instrumente seiner Kapelle von ihm, Basse, Violinen und Celli, alle mit äußeren, kunstvollen Verzierungen. Und die schönen vornehmen Frauen, an ihrer Spitze die verführerische Margaretha, verlangten nur noch Lauten von Duissupraga. In dem hohen Gemach neben seiner Werkstatt rauchten schwere seidene Gewänder und Schleppen von Goldbrocat glitten über die Schwelle. Reizende Köpfe neigten sich über die Arbeiten des Fremdlings mit dem schwerfälligen Namen, duftende Lippen berührten die Saiten seiner Instrumente, deren kunstvolle und kostbare Einlagen an den ehemaligen geschickten Möbelschneider erinnerten. Und nie vergaßen die blühenden Lippen zu befehlen: „Taucht sie tief in Gold, — lieber Meister wickelt sie in Euren schimmernden Schleier!“

Ja, das war eben das Geheimniß des Recept's jenes Augustiner-Mönchs, dessen Besitz der glückliche Duissupraga errungen, das war die blendende Schönheit seiner Arbeiten, daß sie erschienen, als ob man flüssiges Gold, gemischt mit Purpur, über sie ausgegossen, — und die man nicht nur damals sondern noch bis zur Stunde bewundert an all seinen Schöpfungen.

Die deutsche Heimath, nach der er sich sehnte, hat der Tieffenbrüder denn wieder gesehen: Im Begriffe, seine letzte herrliche Geige, mit seinem eigenen kunstvoll geschnittenen Bildniß, dahin zu bringen, damit seine Landsleute auch sehen sollen, daß er etwas gelernt, erkrankte er in Lyon und starb.

Wie nun dies Meisterstück durch eine Reihe unbekannter Zufälle den Weg nach den deutschen Landen gefunden, wie es bis in die Hände des alten Musikers gelangte, weiß Niemand, aber der alte Geigenbauer selber hat gewiß vom Himmel herab heiter zugehört, wenn dies Lieblingskind seine volle Stimme ertönen ließ in jenem ehrwürdigen Dome der alten Kaiserstadt.

Das Geheimniß des goldenen Schleiers hat der berühmte Lautenbauer wohl einem seiner Lieblings Schüler hinterlassen, der es dann weiter vererbte, — auch Jacob Stainer aus Abam brachte es noch mit in die deutsche Heimath, dann aber ging es verloren.

Dem jungen Schüler des Besitzers jener prächtigen Geige aber hat es doch hinausgeritten, unaufhaltsam in das Land des ewig blauen Himmels und der Musik, das Räthsel des goldenen Lackes zu lösen. Er zog eines Tages, nach schwerem Abschiede von seinem alten Lehrmeister, hinaus wie weiland der Heinrich von Orléans, der die blaue Blume suchte. Das alte Brescia war zunächst sein Ziel, — aber er blieb unterwegs doch bald da, bald dort hängen, — an alten Klöstern und, — an jungen Mädchen und, und schrieb lustige und begeisterte Wanderbriefe an den Besitzer der Duissupraga-Geige nach Aachen, denn es muß wohl ein echtes deutsches Künstlergemüth gewesen sein, dieser Franz, und ein hübscher Burleske war er auch, mit seinem blonden Haar und ehrlichen blauen Augen. Von der Entdeckung irgend eines Fipfelschens jenes goldenen Schleiers stand, leider Nichts in diesen Berichten, wohl aber von der Schönheit der weiblichen Frauen und Mädchen.

Der Empfänger jener Briefe aber lächelte und seufzte abwechselnd, wenn er sie las, und braute und mischte heimlich in seiner kleinen Hexentüche erfolglos weiter nach jenem Lack-Recept, das der Augustiner Mönch vor Jahrhunderten dem Duissupraga gelehrt.

Aber eines Tages flog doch ein wunderbarer Bittel in das kleine stille Haus in Aachen. Der Franz schrieb nämlich:

„Etwas Seltsames ist mir geschehen hier in Brescia, mein vieliebter Lehrmeister: ein alter Maler, den ich in der Herberge traf, hat mir, nach langem Hin- und Herreden, das Haus gezeigt, wo der Tieffenbrüder gelebt haben soll, ehe er gen Frankreich zog. Es ist ein halb verfallener Bau, auf der Straße nach Salo gelegen, — mit vergitterten Fenstern, — aber Licht war doch genug da zum Arbeiten, denn unter diesem göttlichen Himmel giebt's eben nirgend Dunkelheit, — es fluthet überall so unaufhaltsam herein, wie mit Händen zu greifen. Und ein Stück verwilderten Gartens ist dabei, mit uralten Bäumen, und in dem weiten Gemach zu ebener Erde, da mag er wohl gearbeitet haben, der Geigenbauer. Jetzt wohnt ein Gärtner da, der immerblühende Rosen verkauft, mit denen sich die hübschen Brescianerinnen so gern schmücken. Ich wollte, ich könnte Euch einen Arm voll in Euer dunkles Stübchen tragen, man bekommt sie halb geschenkt. Nun, ich muß Euch gehen, daß ich in diesem Garten auf die Tochter des Gärtners wartete, die selber schöner ist, als alle Rosen der Welt, sie wollte mir das Haus innen zeigen und ich kaufte ihr Rosen ab. Das Warten aber wurde mir etwas lang und die Rosen dufteten so stark und ich lag unter einem Baume, der ein wenig den Fichten unserer deutschen Wälder glich, auf einer Steinbank, sah in das Grün hinauf und zählte die Minuten. Da war mir so heimathlich zu Sinne, als läge ich bei Euch im Stübchen und hörte die Geige des Duissupraga singen. Ein strenger, starker Dufte schwebte zu mir hin durch all den weichen, süßen Rosen-Athem. Plötzlich aber stand der Tieffenbrüder vor mir, sein schöner Kopf mit dem großen Bart schaute aus der breiten Halskrause genau so wie aus Eurer Geige, das blonde Haar war zurückgestrichen und blaue, deutsche Augen lachten mich an. Und in ehrlichem Deutsch sagte er leise: „Das Glück ist da, Du Narr, für den, der es festzuhalten versteht! Greif zu!“

Da fiel es zugleich auf meine Hand, die fest an dem Stamme lag, wie ein schwerer Tropfen, — zugleich aber traf eine Rose meine Stirn und ein helles Lachen schlug an mein Ohr: ich fuhr auf und stand im Nu auf meinen Füßen. Hatte ich geschlafen? War das wohl das Glück, — die kleine wilde Rosita, die da vor mir stand und mich mit ihren schwarzen Augen schelmisch anblinzelte, während die weichen Zähne zwischen ihren rothen Lippen aufblitzten. Sie stimmte ein welsches Schelmliedchen an, das ich Euch so überlegen möchte:

„Was hilft's Euch, daß Ihr hier vorüberstreift,
Wenn Ihr nun doch das Mädchen nicht gewinnt —
Und ganz umsonst die Sohlen nur verklebt.“

Aber der Tropfen auf meiner Hand brannte mehr als die feurigen Mädchenaugen, ich sah auf ihn nieder, es war wie leuchtendes Gold, das mir da entgegenleuchtete, so geheimnißvoll und lockend, wie der goldene Schleier Eurer Geige. Der Baum, unter dem ich geträumt, hatte mir sein edles Harz geschickt, — ich sah nun, wie es langsam und unaufhaltsam an seiner Rinde niederfloß. „Wie heißt der Baum?“ fragte ich nun athemlos die Kleine. „Der Vater nennt ihn Pinus balsamea, — er sagt, daß sie in alten Zeiten in ganzen Wäldern beisammen gestanden, diese Bäume, — jetzt aber nur noch einsam dahinträumen, — wie Ihr selber eben,“ — schloß sie lachend.

Sie erzählte Euch heute nur dies, mein Lehrmeister, das Herz klopfte mir wild, — ich weiß, welches Glück der Erfinder der Geige gemeint hat. — Und kann ich's festhalten, so wandere ich ohne Rast und Ruh zurück in die Heimath und bringe Euch das Recept zum goldenen Schleier. Bleibt nur noch eine Weile sein geduldig.

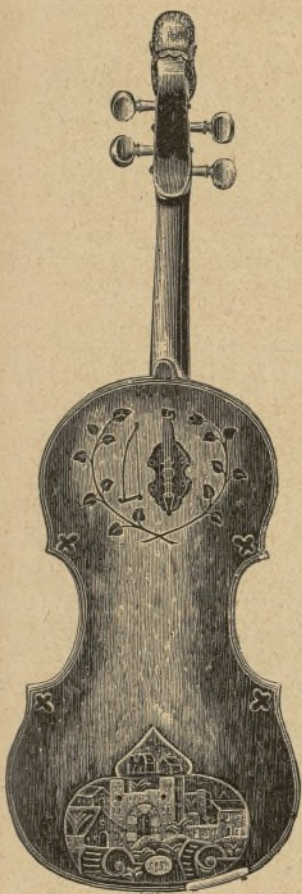
Ob der alte Meister die verheißenen folgenden Mittheilungen noch erhalten, — ob sein Schüler heimkehrte, — keiner weiß es zu sagen. Aber Brief-Fragmente von verschiedenem Umfange mit hochinteressanten Notizen, sowie genaue Zeichnungen und Berechnungen jener selten schönen Geige, die einst ihre Stimme zur Herzerquickung aller Betenden im Nachener Dome erklingen ließ, fanden sich in dem Nachlaß des alten Sängers Diehl, eines Sohnes des einst vielgenannten Geigenbauers in Darmstadt.

Die eigene Singstimme genügte ihm nicht mehr, — die edle Kunst des Instrumentenbaues nahm ihm Herz und Seele gefangen. Es schien ihm lohnender nach allen Richtungen hin, die Stimmen der Instrumente singen zu lassen, die aus seinen geschickten Händen hervorgingen, als selber zu singen. In dem Orchester des Hoftheaters in Hannover erklangen noch bis zur Stunde Diehl'sche Celli und Bässe zum Lobe dessen, der längst keine irdische Musik mehr vernimmt.

Aber fast noch mehr als diese seine Schöpfungen beschäftigte ihn das Schicksal der gänzlich verloren gegangenen, verschwundenen Geige mit dem Portraitkopfe des Duffupragar und noch mehr jener verlorene goldene Schleier der alten Geigen. Wie er grubelte und sann, das weiß nur sein Schüler, dem er auch alle seine Werkzeuge, die Zeichnung der Geige, die der alte Meister im Dome zu Nachen Jahre lang gespielt, vermacht und jene Brief-Fragmente, die dem Lehrmeister und Schüler so viel erzählt. Ohne Rast und Ruh haben Beide mit einander gemischt und geprüft, — immer klarer und goldiger wurde die geheimnißvolle Masse und das letzte Interesse des Kranken galt der Erforschung des goldenen Schleiers.

Eine brennende Frage aber bleibt noch offen: wohin ist jene wunderbare Geige des Duffupragar gerathen, die im Nachener Dome erklang?

Wie seiner schönsten Geigen sind, wie Friedrich Niederheitmann berichtet, im Privatbesitz wohl erhalten, — jene fünfte aber fehlt. Wer hilft suchen?



Die Geige des Tiefenbruders.

Nachdruck verboten.

Aus der Londoner Gesellschaft.

London, im Januar.

Viele Leute behaupten, daß der Brite stets Etwas vor anderen Völkern voraus haben muß; er hat seinen Meridian von Greenwich, hat sein Duodecimal-System der Münze, seine holden Töchter tragen Pelzboas in der Julihitze und nehmen eiskalte Morgenbäder, wenn ihre continentalen Schwestern türkische Bäder vorziehen würden. So führt denn auch die englische Gesellschaft eine vom continentalen Stil ganz abweichende Lebensweise. Das Jahr fängt für sie nicht mit Neujahr, sondern mit der season, Anfang Juni, an, zu welcher Zeit diese beglückten Menschenkinder die Freuden, böse Jungen behaupten die aufreibende Langweiligkeit des Landlebens hinter sich lassend, ihre Residenzen im Westend der Stadt beziehen. Man bleibt dann gerade die schönste Zeit des Jahres in der rauchigen Atmosphäre des benebelten Londons, und wenn der ewig weinende, oder wenigstens weinerliche Himmel anderen Leuten die schon von Horaz gepriesenen Freuden des Landlebens unentzerrlich macht, gerade dann setzt es sich John Bull in den Kopf, nun erst recht in die „Sommer-Wohnung“ zu ziehen und seinen Herbst- und Wintertraum dort bis zum Weihnachtsfeste zu träumen.

So hat man denn auch in den jüngstvergangenen Monaten nur wenige größere Festlichkeiten zu verzeichnen gehabt; eine rühmliche Ausnahme machte ein Ballfest, welches der Premier-Minister Lord Salisbury in Hatfield, seinem Landhause in Hertfordshire, gab, wo wieder die ebenso geistreiche, wie hübsche Gattin des ehemaligen Chanceller of the Exchequer, Lady Randolph Churchill, die Königin des Abends war. Bei diesem Anlasse freute es sich, zu constatiren, daß die Mode nicht nur in Deutschland von Paris aus beeinflusst wird, sondern daß dasselbe auch in England der Fall ist. In Paris bringt das kommende Jubiläum der großen Revolution das Josephinen-Gewand zu neuem Leben, und auch in Englands Ballsälen sieht man das adoptirt klassische Gewand vorherrschen. Ein tragikomischer Fall englischer Bräuterei hat unsere Mode-Damen leithin in gerechte Entrüstung versetzt, als ein ehrlicher Theater-

Beauter, einem wohl etwas übertriebenen decenten Triebe folgend, einer Dame den Eintritt in Thalia's Hallen à conto ihres stark decolletirten Empire-Kostümes verweigerte.

Anlaß zu vielen Festen in London sowohl, wie in Birmingham, hat die Heimkehr des englischen Gesandten bei den Vereinigten Staaten, Mr. Chamberlain, gegeben. Mr. Chamberlain hat den Zweck seines Lebens, die Bande, welche England und Amerika vereint, fester zu knüpfen, recht verstanden, als er sich seine jugendliche Gattin, der er um einige Jahrzehnte „über ist“, aus dem fernen Westen holte. Von New-York seine Heim- und zugleich Hochzeitsreise antretend, traf das Paar noch zur rechten Zeit in Birmingham ein, um das erste Weihnachtsfest daheim verleben zu können. Die gute Bevölkerung Birmingham's ließ es sich natürlich nicht nehmen, dem jungen Paare eine großartige Ovation im Rathhause der Stadt zu bereiten. Mrs. Chamberlain trug bei dieser Gelegenheit ein rothfarbnes Kleid mit reicher Stickerei und prachtvollem Diamanten-Schmuck. Nach englischer Gewohnheit strömte dann auf Mr. Chamberlain ein wahrer Adressen- und auf seine sehr hübsche Gattin ein gewaltiger Juwelen-Regen hernieder. Zur selben Zeit beobachtete ich ein reizendes Kostüm, einer jungen Lady angehörig. Das Ganze war ein griechisches Gewand in zartgelber Farbe, dessen kurze, tief ausgeschnittene Taille mit Goldstickerei auf weißem Tüll drapiert war, an den Schultern mit schmalen Moiré-Streifen zusammengehalten. Der untere Theil des Gewandes zeigte dieselbe Goldstickerei in zwölf Borten, die an der Vorderseite in goldenen Büscheln ausliefen. Die Haartracht bestand in einem griechischen Knoten, den goldgestickte Bänder zusammenhielten.

Den Abschluß der diesjährigen Festlichkeiten bildete, wie immer, Weihnachten. Freilich schmückt sich London dazu nicht, wie unsere deutschen Städte es thun, mit duftendem Tannengrün auf Straßen und Plätzen. Man sieht nicht die fröhlichen geschäftigen Frauen, deren Antlitz das Liebeswort: Geben ist seliger denn nehmen, in jedem einzelnen Falle zur Wahrheit macht, durch die strahlenden Straßen mit mächtigen Paketen beladen hutschen. Bei uns giebt es keine erwartungsvollen Kinderfelsen, die jede Nacht vor dem Feste vom Weihnachtsmanne, seinen Gaben und dem lieben, lieben deutschen Tannensbaum träumen, keine jungen Mädchen, welche die Abende den Weihnachtsarbeiten widmen und um Himmels willen nicht von Eltern und bösen Brüdern überfallen werden wollen. Das Fest selbst ist, ganz der Natur des Engländer's entsprechend, stark profanisch angehaucht. Tische, die sich unter der Last des nationalen Bratens, des turkey Truthahn und des mächtigen Klumpudding beugen, und eine unglaubliche Masse vertilgende Menge, — das nennt man hier zu Lande Weihnachts-Verzügen. Die junge Welt freilich läßt auch dem Tange sein Recht geschehen, und der mistletoe ist nicht umsonst für sie im Zimmer angebracht. Freilich, — auch ohne mistletoe ist ja in England nichts leichter, als eine Frau zu finden, und das gewaltige Uebergewicht des schönen Geschlechts läßt nur zu leicht demselben die Ehe als weiter nichts, denn eine speciell Art der Lebensversicherung erscheinen. Kein Wunder, daß es bei uns nicht gerade viel absolut unglückliche Ehen giebt, desto mehr aber die ebenso schreckliche gleichgültige Species.

Manche englische Frau, die sich an der Seite ihres Gatten durch's Leben langweilt, würde wohl nur zu gern mit der deutschen Hausfrau tauschen, die in hundert Fällen viel unvernünftiger, viel sentimentaler in ihr eheliches Leben eingetreten ist, als sie, sich andererseits aber ihr ganzes Leben lang eine viel idealere Anschauung ihrer ehelichen Pflichten bewahrt. Liegt es an der Erziehung oder ist es natürliche Vergabung, sicherlich ist die englische Frau meist ihrem Gatten geistig überlegen. Derselbe kann also von vornherein nicht die deutsche und wohl einzig richtige Rolle des lord and master in seinem Hause beanspruchen.

Die zarte Gattin könnte recht oft eine starke Stütze in ihrem Hausherrn gebrauchen, denn ihr Leben und Wirken ist voll von Mühe und Arbeit. Kein Wunder, daß bei ihren Sorgen die englische Frau nur zu häufig aus dem enggezogenen Kreise ihres Reiches, dem Hause und der Häuslichkeit hinaustritt in das öffentliche Leben. Der neuen Welt, wo die Frauen-Emanzipation schon eine rollende Thatsache ist, schließt sich in der alten England mehr und mehr an. Nach hartem Kampfe gelangte Mrs. Annie Besant, die bekannte Freundin Bradlaugh's, die wie jener berühmte Politiker ebenfalls dem Atheismus huldigt, als Mitglied in die städtische Schulverwaltung Londons. Ein weiterer Schritt in der Agitation für die Rechte der Frauen ist ferner mit der großen Errungenschaft gemacht, daß auch die County Councils, am ehesten unseren Landrathsämtern entsprechend, den Bewerberinnen des weiblichen Geschlechts offen stehen. Schon hat die leitende englische Presse, die Zukunft prophezeiend, in's Auge gefaßt, wenn der Spruch des Richters erbarmungslos aus zartem Munde kommen wird.

Die englische Rechtsplege hat in den letzten Monaten Fragen eines entseßlichen Problems zu lösen gehabt. Nicht genug damit, daß die blutigen Whitechapel-Mordthaten noch immer ihrer Lösung harren, es zeigt sich bereits in grauenregender Weise das Factum des Nachahmungs-Triebes. In kurzer Folge haben wir Schandthaten unter gleichen Umständen in Poplar, Darent, Slough, Yeobridge und Bradford zu verzeichnen gehabt. Man scheint völlig mittellos, ähnliche Verbrechen in Zukunft zu verhindern; man schlägt vor, die aufregende Roman-Lectüre des niederen Volkes zu unterdrücken, illustrierte Plakate, die eine frantastische Phantasie reizen können, zu verbieten, ohne sich klar zu machen, daß man dann bald in den Verbotten keine Grenze mehr wird finden können. Wird nicht auch die Bühne jederzeit einem reizbaren Gemüthe reichen Stoff zu graufiger Nachahmung bieten?

Da wir einmal die Bühne erwähnt haben, wollen wir zum Schluß noch auf ein großes Ereigniß des Tages näher eingehen. Im National-Theater Englands, dem Lyceum, hat Anfang Januar „Macbeth“ seine Auferstehung seit 1876 gefunden. Daß die Scenerie wieder eine über alle Begriffe großartige ist, bedarf keiner Worte. Alles, was Malerei und Technik vermag, ist hier aufgeboten, um die Sinne völlig gefangen zu nehmen. Ueber das Spiel der Schauspieler selbst herrschen allerdings, wie immer, weit aus einander gehende Ansichten. Sicherlich ist die Lady Macbeth der Miß Ellen Terry nicht der furchtbare, noch in seiner Unmöglichkeit so großartige Charakter, den z. B. Mrs. Siddons auf der Bühne in's Leben rief. Miß Terry spielt ihre Lady Macbeth vor Allem nur als das liebende Weib, das sich in falscher Liebe für ihren Gatten zur Mordthat hinreißen läßt. Natürlich verlieren in einem solchen matten Charakter Scenen wie die Nachtwandler-Szene nach dem Mord Duncan's völlig ihren Effect. Der Macbeth Irving's riecht, um mich eines Ciceronischen Ausdruckes zu bedienen, nach der Lampe, er ist überstudirt und dadurch verfehlt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Abendstimmung. Von A. Holmberg. Siehe das Bild, Seite 25. — Wer für Naturstimmungen empfänglich ist, kann sich der Wehmuth nicht ganz erwehren, wenn ein schöner Tag zur Nüste geht. Anders freilich empfindet die Jugend diese Stimmung als das Alter. In der Jugend wecken der letzte Gruß der Sonne und die ersten Schatten der Nacht jene süße Melancholie, die im Schluchzen der Nachtigall ihren wunderbarsten Ausdruck findet, das Alter schaut mit weicher Resignation in den vergehenden Tag. Eine schwere Kunst, Resignation zu lernen, aber das Leben ist ein guter Lehrmeister, und es lehrt sie uns jeden Tag. Wer ein guter Schüler ist, bedarf nicht der härenen Mönchskutte oder des violetten Priestergewandes, um nützliche Resignation zu lernen. Denn wenn auch das Glück, das die Jugend ersehnt, kein Traum ist, festgehalten wird es doch nur von dem, der zu entsagen gelernt hat.

Die Novize. Von Scipio Vannutelli. Siehe das Bild, Seite 29. — Einer Erläuterung bedarf die fromm poetische Scene kaum. In das weiße Klostergewand gekleidet, über das sich ein gleichfarbiger, das Kinn noch verdeckender Schultertrager legt, schreitet die junge Novize, von ihren Gefährtinnen geleitet, dem Altare zu, um dort das heilige Gelübde abzulegen, mit dem sie sich für immer an den Dienst der Kirche bindet. Mit der lieblichen Jugendfrische der neuen Nonne contrastirt seltsam das von einem dunklen Schleier umhüllte, verwiterte Gesicht der alten Klosterfrau, die dem Himmel diese Bräute erzogen hat. Vannutelli, der geniale Schöpfer des Gemäldes, wurde 1834 in Rom geboren, wo er unter der Leitung des Wiener Professors Wurzinger seine künstlerische Ausbildung genoß. Er zählt jetzt zu den gefeiertesten Meistern seines Vaterlandes.

Prinz Friedrich Leopold von Preußen und seine Braut, Prinzessin Luise Sophie zu Schleswig-Holstein. Siehe die Bilder, Seite 32. — Glückverheißend für das Hohenzollernhaus hat das Jahr 1889 begonnen; in der ersten Hälfte des Januar brachte der Reichs- und Staats-Anzeiger die offizielle Bekanntmachung der im Königschloße zu Berlin vollzogenen Verlobung Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen mit Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Luise Sophie zu Schleswig-Holstein. Die fürstliche Braut, die Schwester der deutschen Kaiserin, ist das vierte Kind des verewigten Herzogs Friedrich und der Herzogin Adelheid, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg. Am 8. April 1866 in Kiel geboren, wenige Wochen, bevor die Verhältnisse die herzogliche Familie zwingen, das Gebiet der meerumschlossenen Herzogthümer zu verlassen, ist die Prinzessin in der Stille der Schlösser von Dolzig und Brintenau aufgewachsen, wo das herzogliche Paar sich ganz der Erziehung der fünf Kinder widmete. Die älteste Schwester der Prinzessin-Braut ist Deutschlands Kaiserin Victoria, die zweite, Prinzessin Caroline Mathilde, ist vermählt an den Chef der jüngeren Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, Herzog Friedrich, — ihr Bruder, Herzog Ernst Günther, ist nach dem Hinscheiden seines Vaters Chef der älteren Linie, und das jüngste Kind des herzoglichen Paares, Prinzessin Hedwig, ist 1874 geboren. Prinz Friedrich Leopold von Preußen ist der einzige Sohn des verewigten Prinzen Friedrich Karl, des von seinen Soldaten vergötterten Heerführers und rühmbedeckten Siegers, und der Prinzessin Friedrich Karl, geb. Prinzessin Maria von Anhalt. Prinz Friedrich Leopold, am 14. November 1865 geboren, ist gegenwärtig Rittmeister und Chef der Leib-Gesabron im Regiment Garbes du Corps. Nach Vollenbung seiner Studien auf der Universität Bonn machte der Prinz eine Reise nach Indien, zum Besuch seiner Schwester, der Herzogin von Connaught, und über Japan und Nordamerika zurückkehrend, wurde diese Reise zu einer Reise um die Welt. Als Erbtheil seines Vaters ist die Liebe zur Reiterwaffe auf ihn übergegangen, und seine kunstfertige Mutter, die Malerei und Musik mit gleicher Meisterschaft pflegt, hat ihr reges künstlerisches Interesse auf den Sohn übertragen. Möchte aller Segen, der auf der ersten Verbindung eines Hohenzollern mit einer Tochter aus dem herzoglichen Hause Schleswig-Holstein ruht, auch diesen Bund der Herzen krönen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Eine „Milk-Kneipe“.

Sanitätsrath Dr. Niemeyer hat in seiner hygienischen Plauderei über das großstädtische Volkswesen in voriger Nummer unseres Blattes zum ersten Male diesen etwas kräftigen, aber bezweifelnden Ausdruck gebraucht. Das Wort Kneipe ist ein echt-deutsches, gutes altes Wort, dem, wie gesagt, ein Klang von Dürst anhaften mag, das aber trotz alledem ruhigen Gewissens und ohne ästhetische Voreingenommenheit auch von den schönen Lippen unserer Verehrten ausgesprochen werden kann. Zweifelloß gewinnt jedenfalls das Wort Kneipe in Verbindung mit jenem Ausdruck, den die deutsche Sprache für das köstlichste aller Nahrungs- und Genußmittel eingeführt hat, für den weißlichen Stoff, dessen beruhigende Milde der Dichter in dithyrambischer Verzückung mit hold-frommer Denkungsart vergleicht, — mit der Milch. Eine Milk-Kneipe! Wer hätte es in unserem Jahrhundert der echten Bräus, des perlenden Schaumweines, des griechischen und italienischen Traubenblutes, in unserem Jahrhundert der Surrogate und der raffiniertesten Genußverfälschung für möglich gehalten, daß die gute alte Milch noch einmal zu der Ehre kommen würde, in stolzen Palästen und in veritablen „stilvollen“ Restaurants zur Erlegung selbst verwöhnter Gaumen ausgeschenkt zu werden! Sollte das wirklich ein Anfang sein der „Milk-Febr“ zur Natur? Von Anbeginn an war die Milch. Die ersten Menschen erfreuten sich an ihrem Genuße, wie wir aus der Bibel wissen, — ehe noch Noach, der trinklustige Archermann, die seelenbeschwingende Wirkung des Traubenblutes entdeckte, und ehe man noch angefangen hatte, die Hopfenranke zu züchten, deren kräftig schmeckende Frucht in lieblicher Mischung mit dem stärkenden Malz erst späterhin Jan Primus von Brabant, der sagenhafte Bierkönig, zu so hohen Ehren brachte. Die Milch hat Anspruch darauf, das älteste Getränk der Welt zu sein, wenn wir vom Wasser absehen, gegen das die stattdere Hälfte der Menschheit ja nun doch einmal eine unüberwindliche Aversion hegt und das allerdings auch dem an sich besten Trunk in seiner verdünnenden Eigenschaft zu grauem Fluche werden kann. Drum Heil der Milch und Heil all den Braven, die uns durch sie zur Natur zurückführen wollen!

Haben unsere verehrten Leserinnen schon eine moderne Milchkuhe besucht? Nicht Alle, vermuthet ich, — vielleicht nur ein kleinerer Theil, — und so sei es mir denn heute gestattet, Sie an meiner Führerhand in ein solches Local zu geleiten. Sie kennen die erst vor wenigen Monaten dem Publicum eröffnete große Milchkuh-Anstalt des Deconomieraths Grub am Victoria-Park zu Berlin, äußerlich wenigstens, schon aus dem Bilde, das die erste Seite der vorigen Nummer unserer Zeitung schmückte. Das erste der stattlichen Baulichkeiten, aus der diese festsitzende wirkende Anstalt sich zusammensetzt, enthält die fragliche Localität. Wenige Stufen führen in ein geräumiges Zimmer, dessen Wände mannshoch getäfelte sind, und an dessen Mocco-Decke ponsbäckige Putten ein loles Spiel treiben und dem Beschauer ad oculos an ihren herben Wangen zu demonstrieren scheinen, wie nahrhaft der Genuß guter Milch ist. Am Ausdant steht ein freundliches „Dearnd!“ und füllt uns auf unsere Bitte ein Glas mit dem erfrischenden Trunk. Er labt und erquickt und sagt auch dem hier- und weingewöhnten Magen zu; besonders im Sommer, zu welcher Zeit auch die hübschen Anlagen des Zamenhofes dem Publicum offen stehen sollen, mag sich ein Glas Milch trefflich munden. Ein zweites großes Gemach ist für die Kinderwelt bestimmt; es sind behagliche Räume, — sicher nicht minder behaglich, als die rauch- und qualmdurchwehten Bierlocale der Stadt, jedenfalls aber zuträglicher der menschlichen Gesundheit ob des besseren Stoffes, der dort verschent wird.

Bewunderung verdient die außerordentliche Sauberkeit, durch die sich die ganze Anstalt auszeichnet. Man braucht nur einmal die prächtigen Stallungen zu betreten, um sich von der vortrefflichen Leitung, der das Etablissement untersteht, zu überzeugen. Diese Stallungen, die nach dem Entwurfe und unter der Oberaufsicht des bekannten städtischen Bau-Inspectors Streichert, eines erprobten Practikers, angeführt worden sind, bieten in zwei Etagen Raum für zweihundertfünfzig Kühe, und sind mit besonderer Rücksicht darauf angelegt worden, den Thieren möglichst viel Licht und reine Luft zur Frischerhaltung und Anregung ihrer Lebens-thätigkeit zuzuführen und die Beaufsichtigung thunlichst zu erleichtern. Im Uebrigen werden die Kühe schon nach der ersten Nutzungsperiode durch frisch aus der Heimath bezogene ersetzt; jedes neu eintreffende Thier wird ferner erst sechs Wochen hindurch in einem besonderen Stalle auf seine Gesundheit hin beobachtet, jedoch auch die Gefahr der Ansteckung bei Krankheiten absolut ausgeschlossen ist. Zur Fütterung wird nur das beste Hochlandshen in Verbindung mit Kraftfuttermehl verwendet, und auch bei der Gewinnung und Behandlung der Milch steht die Rücksicht auf äußerste Sauberkeit allen anderen voran.

Interessant sind all die zahlreichen Apparate und Maschinen, die in der Anstalt im Gebrauche sind, so der Sterilisirungs-Apparat, in welchem die Milch durch bloßes Erhitzen keimfrei und demgemäß haltbarer und auch leichter verdaulich gemacht wird, — ferner der Apparat zur Bereitung von Kefir, d. i. in weinige Gährung versetzte Milch, sowie die mannigfachen Maschinen zur Reinigung der Flaschen und Gefäße. Die moderne Technik geht somit auch hier mit der Natur Hand in Hand, unterstützt sie und hilft ihr, giebt sich aber, — und das ist der Vorzug dieses neuesten Milch-kneipen-Systems, — nicht zu Verfälschungen her.



Gärtner.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Kardj. — Der Kardj wird jetzt als Gemüßpflanze vielfach empfohlen. Kann mir Jemand über den Anbau desselben Auskunft geben? Frau Gutschlag D. Sp. in der Lausitz.

Edelweiss. — Auf welche Weise läßt sich Edelweiss cultiviren? Alpenfreundin im Tiefland.

Stedlinge von Gummibäumen. — Wann und wie macht man am besten Stedlinge von Gummibäumen?

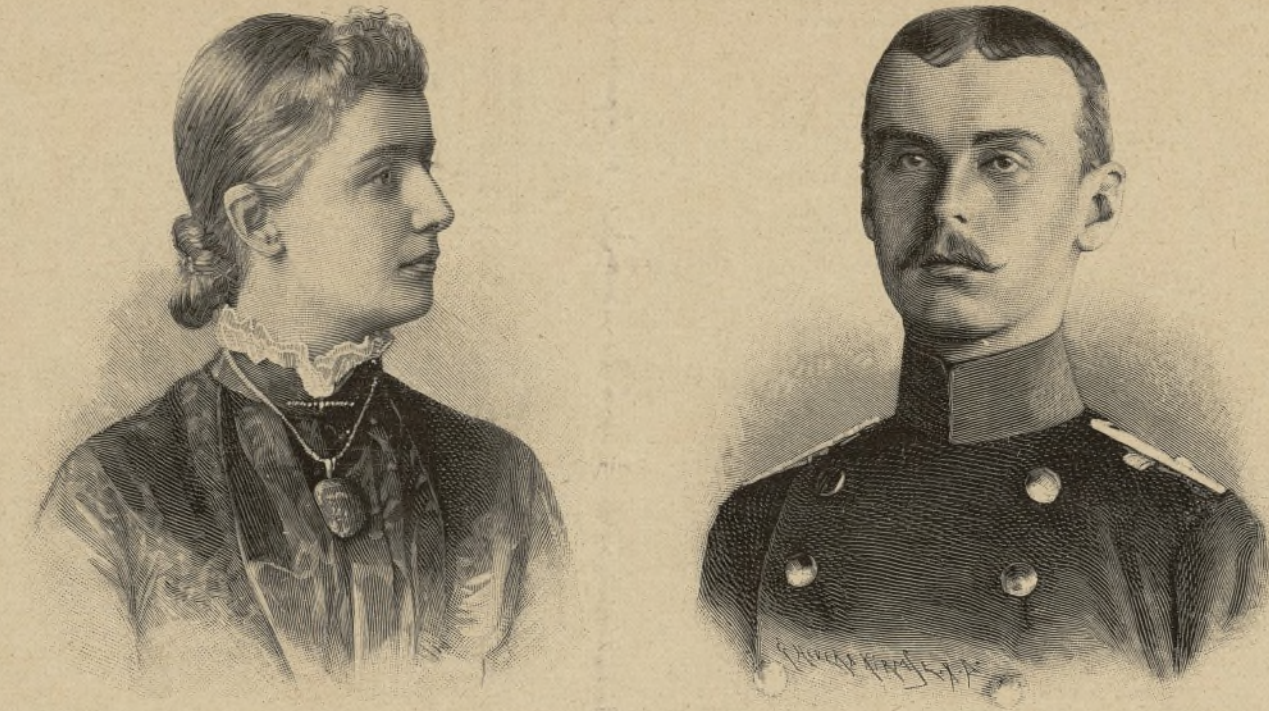
Orangenbäume. — Wir sind schon drei Orangenbäumchen trotz sorgfamer Pflege und reichlichem Gießen ausgegangen. Ich möchte noch einen Versuch machen, da ich die duftigen Blumen und aromatischen Früchte besonders liebe, und bitte um gütige Angabe der Behandlung. Hermine v. A. bei Dresden.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Kammeträger (8). — Die Kammeträger (Nepenthes) gehören zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Pflanzenwelt, und der Wunsch ist sehr erklärlich, diese insectenfressenden Pflanzen im Zimmer beobachten zu können. Leider ist dies aber nicht möglich; da sie aus den tropischen Wäldern Ostindiens stammen, erfordern sie eine gleichmäßig heiße und feuchte Luft, die man ihnen im Zimmer nicht gewähren kann. Sie gedeihen nur unter sorgfamer Pflege in Warmhäusern.

Lilium auratum (XV, 160). — Die Pflege von Lilium auratum und anderen durch Schönheit und Duft ausgezeichneten Lilienarten bietet wenig Schwierigkeit, und es gelingt bei richtiger Behandlung leicht, sie alle Jahre wieder zur Blüthe zu bringen. Man darf nur nicht, wie es oft geschieht, die Zwiebeln nach der Blüthe sofort ganz trocken halten, sondern muß, wenn auch in beschränktem Maße, mit dem Gießen fortfahren, damit die Wurzeln nicht



Prinz Friedrich Leopold und seine Verlobte, Prinzessin Luise Sophie von Schleswig-Holstein. — Siehe Seite 31.

einschrumpfen. Sobald Blätter und Stengel ganz abgestorben sind, stellt man die Köpfe an einen kühlen, frostfreien Ort, läßt aber auch jetzt die Erde nicht ganz austrocknen, sodaß die Wurzeln in Thätigkeit bleiben. Durch einen zu warmen Standort würden die Zwiebeln vor der Zeit zu schwächlichen Trieben angeregt werden. Das Verpflanzen, welches jedoch nur alle zwei bis drei Jahre zu geschehen braucht, wird während der Ruhezeit vorgenommen. Man wählt verhältnismäßig hohe Köpfe, verfährt dieselben mit dem nöthigen Wasserabzug durch eine Unterlage von zerfeinerten Toppf-scherben und Brocken von Holzkohle und bereitet eine Erdmischung, die aus Rasen, Heideerde und Sand zu gleichen Theilen besteht. Die Zwiebeln werden tief eingeseht, sodaß sie einige Centimeter hoch mit Erde bedeckt sind; durch dies Verfahren finden die Schaft-wurzeln, die sich unmittelbar über der Zwiebel am Stengel bilden, Nahrung und Raum zum Ausbreiten. Sobald sich die jungen Triebe zeigen, müssen die Gewächse einen recht hellen, luftigen Standort erhalten und fleißig bewässert werden; ein gelegentlicher Düngerguß ist ihnen bis zur Entfaltung der Blüthen sehr zuträglich.

Ampelpflanzen (XV, 160). — Eine Umrandung von hängenden Gewächsen verleiht einem Blumentische einen erhöhten Reiz und giebt ihm ein sehr anmuthiges und zierliches Gepräge, vorausgesetzt natürlich, daß die Ampelpflanzen wohlgepflegt sind und frisch und freudig grünen. Ganz besonders eignen sich zu diesem Zwecke einige Pflanzen, die allbeliebt, wenn auch nicht jeder Blumenfreundin dem Namen nach bekannt sind. Tradescantia ist in vielen Spielarten mit hängenden oder liegenden Stengeln ungemein dankbar und leicht zu ziehen. Besonders hübsch wirkt T. zebrina, deren Blätter mit zwei weißlich glänzenden Streifen gesäumt sind. Chlorophytum Sternbergianum hat schmale, lange, grüne Blätter und Ausläufer, die nach allen Seiten hin herabhängen und an ihren Knotenpunkten wieder Blattrosetten bilden; eine buntblättrige Varietät erfreut sich noch größerer Beliebtheit. Saxifraga sarmentosa, unter dem Namen Judenbart bekannt, gewährt mit den runden, weißgeäderten Blättern, die auf der Unterseite rötlich sind, den zahlreichen, fadenförmigen Ranken mit allerliebsten Miniatur-Blüthen und den zierlichen, in reicher Kiste stehenden Blüthen einen wunderhübschen Anblick. Sehr häufig finden auch Vinca oder Zinngrün-Arten Verwendung, besonders die buntblättrigen Sorten. Durch Dauerhaftigkeit und Unempfindlichkeit gegen Kälte und Stubenwärme zeichnet sich Crassula spathulata mit schöner Blaubung und fleischfarbenen Blumen aus, ebenso das Goldneß-Geißblatt Lonicera brachypoda foliis aureo-reticulatis, das seinen langathmigen Ranken den goldig geäderten Blättern verdankt.

Frühe Weintrauben (8). — Zum Anbau sind folgende sehr früh reifende Sorten besonders empfehlenswerth: 1. Früher Leptziger oder früher weißer Malvasier reift von allen Traubenarten am zeitigsten, hat große, hellgrüne Trauben und süße, saftige Beeren von obaler Gestalt. 2. Diamant-Gutedel ist eine vorzügliche Sorte, die aber eine geschützte, warme Lage verlangt und sich durch große, runde, gelbe Beeren auszeichnet, die sehr süß und wohlriechend und oft ohne Kern sind. 3. Pariser Gutedel erfordert ebenfalls einen sonnigen Stand und einen guten Boden, lohnt dann aber reichlich durch süße, grünlige Trauben. 4. Früher Malinger hat längliche, grünlige Beeren, die sehr saftig und dünnhäutig sind. Diese besonders frühreifende Sorte verdient ihrer Güte und ihrer außerordentlichen Tragbarkeit wegen weite Verbreitung. 5. Früher Burgunder, Augustwein oder Jakobstraube hat zwar nur kleine, aber sehr süße, dicht gedrängt stehende Beeren, denen jedoch die Weifen besonders nachstellen. 6. Kother Malvasier oder Beltliner mit großen, dichtbeerenigen Trauben von hellrother Farbe, ist sehr süß und wohlriechend.



Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Atlas und Seidenbänder zu waschen. — Wie wäscht man am besten Atlas und Seidenbänder? Abonnentin in Budapest.

Antiphon. — Ich bewohne ein sehr unruhiges Haus und leide an Schlaflosigkeit. Vor einiger Zeit las ich nun in den Tagesblättern von der Erfindung des „Antiphon“, durch welches man angeblich den Schall aufzufangen vermag. Ist das „Antiphon“ für diesen Zweck in der That brauchbar, und wo kann man es kaufen? D. S. in Odessa.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Kibitzer (XV, 160). — Die Bezeichnung „Kibitzer“ für einen Zuschauer beim Kartenspiel findet wohl in dem Charakter des Kibitz ihre Erklärung. Dieser Vogel ist ungemein scharf und wachsam und beständig auf seiner Hut; er sieht und beobachtet Alles, was um ihn her vorgeht. So wie eine Gefahr sich naht, ertönt sein Warnungsruf, der von der ganzen Vogelwelt in Zunft und Vögel verstanden und wohl beachtet wird. Dadurch hat er den Kanarienvogel wie dem Jäger schon manchmal die Jagd gründlich verleidet. Gar oft verschwendet der Warnungsruf des Kibitz das Federwild, das dem Jäger schon eine sichere Beute schien, und ärgert sich weiter der Getäuften dann gegen den Störenfried und macht seinem Unwillen wohl gar durch eine nachgeschickte Kugel Luft. — Nun, beim Kartenspiel sind die Kibitzer

auch nicht gern gesehen, besonders wenn sie, wie es manchmal geschehen soll, durch unzeitige und unwillkommene Anrufe und Bemerkungen zu Spielverderben werden.

Mittel gegen den Holzwurm (XV, 216). — Haben die Holzwürmer bereits sehr überhand genommen, so ist es nicht leicht, ihrem Zerstörungswerke Einhalt zu thun. Am besten ist es, wenn man in die frisch gebohrten Löcher, die sich sofort durch das Holzwohl fentlich machen, Kreosot oder Karbolsäure bringt, dann die Löcher durch Brumata, Fischleim oder einen anderen Klebstoff verklebt. Die Larven und Käfer kommen um, wenn ihnen Luft und Ausgang genommen wird. Auch ein wiederholtes Bestreichen der Möbel mit Petroleum oder Terpentinspiritus thut gute Dienste, ebenso eine Einspritzung von Insectenpulver-Tinktur.

Obst- und Schimmelflecke (16). — Schimmelflecke entfernt man aus weißer Wäsche, wenn man die betreffenden Stellen kurze Zeit in verdünnter Eau de Javelle oder wässriger Chloralkali-Lösung legt. Nachher muß sofort gut mit weichem Wasser nachgewaschen werden. — Obstflecke lassen sich durch einige Tropfen Citronensaft oder durch Ausdrücken von reifen, weißen Johannisbeeren auf die Flecke beseitigen; ebenso verschwinden dieselben, wenn man ein wenig Weinsäure auf den nur schwach angefeuchteten Stellen verreibt. In allen diesen Fällen ist sofortiges Nachwaschen mit weichem Wasser erforderlich. Auch durch Abreiben mit Spiritus können Obst- und Grasflecke beseitigt werden. Ein anderes einfaches Mittel besteht darin, daß man die fleckigen Stellen einige Stunden in Milch einweichen läßt und sie dann mit lauem Wasser und Seife nachwäscht.

Rathschläge.

Pudding von kaltem Kalbsbraten. — In allen Haushaltungen hört man ständig eine große Klage: Die ewige Kalbskeule! Aufgeschwemmter Kalbsbraten, Ragout von Kalbsbraten, kalter Aufschnitt von demselben, — wer zählt die Dagegen, in welcher zweifelte Hausfrauen diesen scheinbar unvertilgbaren Braten den Jhrigen annehmbar und gerecht und ohne Senzen eßbar vorzuziehen versuchen? Nachstehendes Rezept möchte auch des Versuches werth sein, denn es giebt dem alten Braten einen neuen Reiz und ist, kalt oder warm servirt, sehr empfehlenswerth und schmackhaft. Man schneidet von der gebratenen und erkalteten Kalbskeule die unangenehmsten Stücke ab und treibt das Fleisch zweimal durch die Fleischhackmaschine. Auf 1 Pfd. dieses nunmehr genügend fein facirten Fleisches rechnet man 150 Gramm Butter, welche zu-mächst zu Sahne verrieben wird; ist dies geschehen, so rührt man das Fleisch, 1/2 Pfd. feingewiegte Sardellen, für 20 Pf. Kapern, 5 Eidotter, 1/2 Tasse saure oder süße Sahne, etwa einen Tassen-topf voll feingeriebenen alten Zwiebad oder Semmel, einen Teller-löffel voll Worcesterhire-Sauce (oder eine Prise Cayenne-Pfeffer — Vorsicht damit!) und, falls es nöthig wäre, noch Salz mit hinzu, zieht das zu Schaum geschlagene Eiweiß der 5 Eier leicht durch die Masse, füllt letztere in eine gut gebutterte und mit feingeriebenem Zwiebad ausgefärbte Puddingform, schließt diese genau und fest und kocht den Pudding an bain mari ununterbrochen 1 1/2 Stunde. Darnach ausgekühlt, wird der Pudding heiß mit einer feinen Kapernsauce servirt, — soll er kalt gegessen werden, was Manche vorziehen, so wird er in Scheiben geschnitten angerichtet und eine picante Remoulade-Sauce oder Gumberland-Sauce dazu gereicht. In beiden Fällen ist der Pudding sehr zu empfehlen, — will man freilich ein noch feineres Gericht daraus machen, so lasse man Sardellen und Kapern fort und füge der Masse schon gekochte und in Scheiben geschnittene Perigord-Trüffel hinzu. Freilich würde dann zum Warmessen auch noch eine Trüffelsauce erforderlich sein. Dies sei nur ein zarter Wink für eine feinere Tafel, — für den einfacheren Mittagstisch wird das ursprüngliche Rezept genügen und eine angenehme Abwechslung in den Speisezetteln bringen.

Gänseblümchen in 3. — Im Allgemeinen sucht man bei Gesellschaften das Hervorheben eines bestimmten Plabes, als „des oberen“ an der Tafel zu vermeiden, indem man von dem richtigen Gesichtspunkte ausgeht, daß den Wirthen alle Gäste gleich werth sind. Es liegen deshalb Wirthe und Wirthin meist an den entgegengesetzten Punkten des Tisches oder auch an der Schmalseite einander gegenüber. Bitte ist es dagegen, daß der vornehmste oder älteste Herr die Frau vom Hause, umgeben von der Gattin der vornehmsten Dame sitzt, und letztere hat stets ihren Platz an der rechten Seite des Erstgenannten. — Zur Erlangung eines Patentes auf einen Gegenstand ist es erforderlich, die betreffende Erfindung nebst Erläuterungen, Zeichnungen etc. an das königliche Patent-Amt in Berlin zur Prüfung einzuwenden.

Marie in Klippelberg. — Schläfen zum Aufleben und zur Verwendung für Karten sind in fast jedem bedeutenderen Papiergeschäft in großer Auswahl käuflich.

E. A. B. — Wir werden Ihren Wunsch gern berücksichtigen.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.